EX BIBLIOTHECA:
H. 150
H. Un.
713 g/8
1145
8 Bde.

[Weltgeschichte. 8. Bd.]

Geschichtliche Mannigfaltigkeiten,

ein

unterhaltendes Lesebuch

für alle Freunde der Geschichte

von

Kayser, Gg. Hrch.

k. Baier. Professor und Mitglied des polytechnischen Vereins in München.

Auch als

Anhang

zu den geschichtlichen Unterhaltungen.

Mit Kupfern.

Augsburg, 1819.

In der Expedition der geographischen Unterhaltungen. D. 277.

Bayerische Staatsbibliothek München

Fürstlich Oettingen-Wallersteinsche Bibliothek in Seyfriedsberg

Wb/49/166

Seite

Sonderbares Schicksal einer Schildwache. 94
König Franz I. in der Gefangenschaft und Karl V. 97
Kaiser Rudolph's II. Heiraths-Geschichte. 105
Aus Kaiser Ferdinands II. Leben. . . 113
Aus Kaiser Leopolds I. Leben. . . . 117
Johannes Zamoyski. 120
König Sigism. August von Pohlen und Barbara Radzivil. 128
Maria, Königinn von Hungarn. . . 133
Aus Gustav Adolphs Leben. . . . 138
Königs Karl Gustav von Schweden Angriff auf Kopenhagen. 150
König Heinrich der II. von Frankreich, als Schützer der Teutschen Freyheit. . 158
Eduard Fortunatus, Markgraf von Baden. 160
Große Hungersnoth im Jahre 1637. . 164
Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz und die schöne Raugräfinn Louise, geb. von Degenfeld. 167
Aus der Geschichte der Stadt Augsburg. . 174

Seite

Die Abschaffung des Zunft = Regiments in Augsburg. . . 189

Alt = Teutsche Sitten, vorzüglich in Augsburg. 202

Züge aus dem Leben großer berühmter Mahler rc. Nahmeutlich:

Bonifico Buffalmaco. . . . 207

Philippus Lippi. 208

Andreas Verrochio. . . . 208

Andreas Montegna. . . . 209

Pietro Perugino. 210

Antonio Allegri da Corregio. . . 210

Andreas del Sarto. . . . 211

Polydor Caldara, Caravagio. . 212

Rosso, ein Florentiner. . . . 212

Andreas Cosimo, mit dem Geschlechtsnahmen Feltrino. . . . 213

Morto dal Feltro. 213

Giov. Franc. Rustichio. . . 213

Michael Angelo Buonarotti. . . 214

Giac. Robusti, Tintoretto genannt. 216

Paul Veronese. 216

Giacomo da Ponto Bassano. . . 217

Lud=

Seite

Ludwig Caracci. 217

Annibal Caracci. 218

Francesco Albani. 219

Guido Reni. 219

Dominichino. 221

Giov. Francesco Barbieri da Cento. 222

Salvator Rosa. 223

Michael Angelo della Battaglie, auch Bambocciate genannt. . . 223

Peter Pithou, (Pithous.) . . . 225

Christian August, Pfalzgraf von Sulzbach; ein Kenner der Hebräischen Sprache. 228

Franz von Malherbe. 229

Bogislaus X., Herzog von Pommern. . 233

Luynes, König Ludwigs XIII. Günstling. 241

Frühere zerstörende Kriegsmaschinen. . . 244

Frankreichs und Englands Könige als Kropfärzte. 247

Anton

Seite

Anton Magliabecchi. 250
Eudes Mezeray. 255
Edmund Boursault. 262
Justus Lipsius. 265
Die Ehegeschichte des letzten Herzogs von Würtemberg = Mömpelgard. . . 266

Die 4 Blätter enthalten folgende 16 wohlgetroffene Abbildungen, in Contur gestochen, von den berühmtesten Männern, die in diesem Bändchen vorkommen. Als:

1.	Theseus	zu Seite 1
2.	Lycurgus	— 6
3.	Romulus und Remus . . .	— 10
4.	Numa Pompilius . . .	— 19
5.	Solon	— 23
6.	Pisistratus	— 30
7.	Cimon	— 34
8.	Galeazzo Maria Sfortia Visconti	— 41
9.	Philippus Lippi	— 208
10.	Rosso, ein Florentiner . .	— 212
11.	Giov. Francesco Rustichio . .	— 213
12.	Giac. Robusti, Tintoretto genannt	— 216
13.	Giacomo da Ponto Bassano .	— 217
14.	Annibal Caracci	— 218
15.	Giov. Francesco Barbieri da Cento	— 222
16.	Michael Angelo della Battaglie, auch della Bambociate genannt . .	— 223

Bayerische
Staatsbibliothek
MUNCHEN

Theseus.

Die heitre Einbildungskraft der Alten knüpft gerne an den Ursprung der Staaten wunderbare Sagen, durch die sie Helden den Menschen ferne rückt und das Gemüth auch sittlich anregt. Also auch bey Theseus, der 1233 das Haupt von Athenä war. Mit diesem Heros beginnt die eigentliche Geschichte dieser ewig denkwürdigen Stadt.

Theseus war des Aegeus und der Aithra Sohn. Ein Göttersspruch hatte seinen Vater, der Kinderlosigkeit halber bekümmert, die Pythia befragt hatte, gewarnet, vor seiner Rückkunft nach Athenä kein Weib in Liebe zu umarmen. In Trözenä lebte der weise Pittheus; mit dessen Tochter, Aithra, lagerte sich Aegeus; sie ward schwanger. Aegeus schied von ihr mit dem Auftrage, wenn sie einen Sohn gebohren haben würde, diesen vor einen großen Stein zu führen, unter dem er Schwert und Sohlen verborgen hätte und ihn mit diesen so heimlich als möglich zu ihm, seinem Vater zu senden.

Theseus ward nach seiner Geburt unter des Pittheus Aufsicht von Chorcides erzogen. Als er in Kraft des Jünglings da stand, führte ihn die Mutter zu dem Steine, hieß ihn diesen aufheben und mit den väterlichen Zeichen nach Athenä ziehen. Es kleiden die Alten die Geschichte seines Zuges in ein abentheuerliches Gewand. Der Wandrer zog damahls noch nicht harmlos über die Straßen; ihn beunruhigten menschliche oder thierische Unholden. Wer von diesen befreite, erschien als Heros und die bewundernden Männer seines Stammes sezten ihn zulezt dem rettenden Gotte bey. So ward auch, was Theseus für Sicherheit der Reisenden that, zu allerley Erzählungen ausgesponnen und ihm, so wie dem Herakles, Zeus der Gott Poseidaon als Vater beygelegt. In sittlicher Hinsicht diente er als das Bild eines Mannes, welcher fremden Frevel straft und sich der eignen hohen Kraft nur zum gemeinsamen Beßten bedient.

Nach muthig bestandenen Kämpfen kam Theseus, der des Pittheus Rath, die Fahrt über den Saronischen Busen dem unsichern und gefährlichen Landwege vorzuziehen, verworfen hatte, in Athenä an. Hier fand er große, selbst für seinen Vater gefährliche Mishelligkeiten. Das Geschlecht der Pallantiden hatte sich, bey dem hohen Alter des Königs und der Kinderlosigkeit desselben Hoffnung gemacht, die Herrschaft an sich zu bringen. Deshalb suchten sie den Theseus,

seus, sobald ihnen seine Abkunft bekannt geworden war, noch ehe er sich dem Vater entdeckt hatte, aus dem Wege zu räumen. Allein dieser gab sich an dem Zeichen zu erkennen, als für ihn schon der Giftbecher bereit war. Aegeus stellte ihn hierauf als seinen Erzeugten vor und Theseus besiegte die Pallantiden, welche, sich zu empören, gewagt hatten. Bald erwarb er sich den Dank der Athenäer, indem er sie von einem drückenden Uibel befreyte. Minos, König der Insel Kreta, aufgebracht über den Tod seines Sohnes Androgenes, dessen Schuld er auf die Athenäer gewälzt, hatte diesen auf die Bedingung Friede gewährt, daß sie ihm neün Jahre hindurch 7 Jünglinge und die gleiche Zahl Jungfrauen als Tribut sendeten. Diese mußten in dem Grottentempel zu Gnossus den Dienst heiliger Sklaven bey dem Stiergotte, dem Minotaurus versehen, was das damahlige Zeitalter bildlich ausdrückte, das Ungeheuer habe sie gefressen. Schon sollte die Athenäische Jugend zum dritten Mahle das Opfer aus ihrer Mitte darbringen. Der Ausbruch des allgemeinen Jammers hierüber rührte den Theseus, er erboth sich, selbst sich einzuschiffen. Nach der Ankunft auf der Insel verliebte sich der Held in des Königs Tochter Ariadne; durch ihre Hilfe gelang es ihm, die Athenäer von einer so grausamen Verpflichtung zu befreyen. Seine That feyerten zwey Feste, die Opsochorien, in denen die ganze Geschichte im Gebährdenspiel ausgedrückt wurde und die heilige Fahrt nach Delos.

Ehe Theseus nach Athenä gekommen war, war er, ein Gelübde das er dem Apollo gethan, nach jenem Eilande gefahren und hatte dort auch den Aphroditen für ihren geleisteten Beystand eine von Dädalos gefertigte Bildsäule geweiht. Auf dem Schiffe, mit dem er von Kreta zurückgekehrt war, schickten seitdem die Athenäer jährlich mit Oelzweigen bekränzte Abgeordnete nach der Insel.

Theseus trat, da bey seiner Ankunft sein Vater gestorben war (die Sage läßt ihn aus misverstandenen Zeichen von einem Unglücke, das den Sohn betroffen, gewaltsam enden) die Regierung in Athenä an. Bis jezt bestand die Anlage des Cekrops aus Bezirken oder Flecken, welche von einander unabhängig waren. Diese zog er jezt zu einem Gemeinwesen zusammen und theilte die Bewohner von Attika in die drey Classen der Edlen, (Eupatriden) denen später noch immer die Bekleidung des Priesterthumes und die Besorgung heiliger Gebräuche und Handlungen verblieb, Ackerleute und Gewerbtreibende. Auch stiftete er die Panathenäen, feyerliche Zusammenkünfte (Panegyreis) welche die jezt vereinigten Flecken hielten. Nach außen sezte er die Grenzen von Attika fest, vereinigte Megara mit denselben und sezte auf der Erdenge (dem Isthmus) eine Säule, welche als Grenzmark gegen den Peloponnesus galt. Neben diesem Denkmahle stellte er auch die Isthmischen Spiele wieder her.

Theseus,

Theseus, der Unfriede im eignen Hause und öffentliche Mishelligkeiten seine spätern Tage trüben sah, fand sich, nachdem er Athenä zu einer Stadt erhoben hatte, die billig den Nahmen nach ihm führte, veranlaßt, den Ort, an dem er sich so große Verdienste erworben, zu verlassen. Unter Verfluchungen, die ihm der Unwille über den Undank, den er erfahren, abgenöthigt hatte, ging er nach Skyros zu Lykomedes, durch dessen Treulosigkeit er gewaltsamen Tod fand. Seine vorgeblichen Uiberreste brachte Cimon (s. u.) nach Athenä, wo man sie in feyerlichem Umzuge, unter Vollziehung heiliger Gebräuche, empfing. Das Grab des Theseus war in dem mittlern Bezirk der Stadt, wo später das Gymnasium stand.

Lycurgus.

Unter den Hellenischen Staaten, welche vom Dorischen Volksstamme bewohnt wurden, erreichte keiner eine solche Macht und sah dieselbe so lange blühen, als Sparta. Dieses verdankte es den Einrichtungen des Lycurgus.

Lycurgus, vom königlichen Stamme der Prokliden, hatte, da sein Bruder Polydektes, als Erbe der Herrschaft schnell starb, Anspruch an die leztre. Da aber des erstern Wittwe bey seinem Tode schwanger und falls sie einen Sohn gebähren würde, die Nachfolge diesem bestimmt war, so wartete er den Zeitpunkt der Entbindung ab und erklärte, da ein männlicher Nachfolger gebohren ward, daß er die Vormundschaft über diesen übernehmen und sich der eignen Regierung, der er 8 Monathe vorgestanden, begeben wolle. Bey uneigennütziger Gesinnung dennoch vom Undanke und ungerechten Hasse verfolgt, beschloß Lycurgus sein Vaterland zu verlassen. Die alten Geschichten lassen ihn auf vielen Reisen seine Gedanken von Staat und Gesetzgebung ausbilden; gewiß ist, daß er lange auf Creta verweilt habe, dessen

dessen bürgerliche Einrichtungen in hohem Rufe standen.

Da während des Lycurgus Abwesenheit das Ansehen des Staates durch innre Streitigkeiten gelitten hatte, so erwartete die Menge und selbst die Könige seine Rückkunft mit Sehnsucht, in Hoffnung, daß er die Ruhe im Innern am Leichtesten herstellen könne. Auch wendete er nach seiner Wiederkehr sein ernstes Augenmerk auf den Zustand des Gemeinwesens, dessen Umschaffung ihm nothwendig dünkte. Vor Allem verschaffte er sich Beglaubigung durch den Gott zu Delphi. Was er als Werk seines Geistes begründet, ist von den Einen allzu hoch erhoben worden. In seinem Zeitalter tönten noch lebendig die Gesänge der Homeriden, die auch ihn ergriffen, in Frische, die Stürme, welche, Folge der sichern Niederlaßungen Hellenischer Völkerstämme, Griechenland lange beunruhiget hatten, waren noch nicht lange beschworen; sichern Zustand der Dinge herbeyzuführen, war Nothwendigkeit, ihr zu gehorchen, schwer. Lycurgus wirkte in dem Geiste seiner Zeit; es erhoben die Einen seine Gesetzgebung über die Gebühr; es verachteten sie Andre mit Unbilligkeit. Sie ist merkwürdig; sie nachzuahmen, in größeren Staaten und bey höherer Gesittung unmöglich. (Siehe meine Weltgeschichte.) Nicht das edlere Daseyn des Menschen, das freye Hinausstreben, in Schöne und Klarheit Alles um sich zu gestalten, macht den

Schöpfer

Schöpfer Lycurgus groß. Er empfing ein Volk in der Jugendkraft seines Aufblühens; diese wollte er ihm, selbst mit Durchbrechung der Schranken des Sittlichen, sichern: daher hier erstens die dem Zeitalter angemeßene äußere Form. Es ist hier keine geschriebene, zusammengreifende Gesetzgebung zu suchen; damahls wurden die Gesetze freyer Staaten in ernsten Rythmen (Rethren) gesungen, überliefert, erhalten. Der Hauptrichtung nach ging des Lycurgus Verfaßung darauf, einen ungeschwächten, kriegstauglichen Menschenstamm zu bilden und zu erhalten. Dahin zweckten die öffentlichen und häuslichen Einrichtungen ab, deren ich in meinem größeren Werke ausführlich gedacht habe.

In seinen Entwürfen ließ sich Lycurgus durch äußere Unfälle nicht stören. Die Psiditren, bey denen die Bürger sich täglich einfinden mußten, um gemeinsam einfache, doch genügende Kost zu genießen, waren anfänglich für diejenigen, welche sich durch ihr Vermögen zu mannigfaltigen Genüßen berechtigt glaubten, die Veranlaßung zu heftigem Unwillen, der sich gegen Lycurgus selbst in Thätlichkeiten zeigte. Der Gesetzgeber der Spartaner sah sich gezwungen, sich in einen Tempel zu retten und hatte auf der Flucht das Misgeschick, von einem unvorsichtigen und allzu raschen Jünglinge durch einen Schlag mit dem Stocke ein Auge einzubüßen. Da er den Bürgern sein verstümmeltes, blutiges Angesicht

Angesicht zeigte, ergriff diese solcher Unwille, daß sie ihm den Thäter überlieferten. Allein Lycurgus war weit entfernt, an diesem Rache zu üben; er begnügte sich mit der Strafe, daß dieser Mensch ihn bedienen mußte. Alcander hatte edle Anlagen und noch unverdorbenes Gemüth; in bescheidenem Dienste lernte er, des Meisters Dienste achten.

Nachdem Lycurgus sein Werk als Gesetzgeber vollendet, erklärte er der Menge, daß er noch einmahl den Gott zu Delphi angehen werde und bath, man möge vor seiner Rückkunft von da an seinen Einrichtungen nichts ändern. Nach empfangenem Schwur, daß diese Bestand behalten sollten, reißte er ab, um die Billigung des Gottes zu vernehmen. Sie theilte er seinen Mitbürgern mit: „es habe, ließ er ihnen die Deutung melden, die Pythia dem Staate hohen Ruhm gesichert, wenn sie seine Verfaßung wahren." Er selbst kehrte nicht wieder. Seine Schöpfung bestand Jahrhunderte hindurch.

Romulus.

Oft sind von kleinem Beginn die größten Dinge zur Reife gelangt. Roma war Anfangs nichts als eine Pflanzung von Alba, dann erwuchs es zur Stadt, die über ihre Nachbarn, später über Italien, zulezt über Afrika's, Europa's, Asia's blühendste Strecken der damahls bekannten Erde geboth.

Die ersten Meldungen von Roma's Begründung sind unsichre Sage. In Alba regierten nun zwey Brüder, Numitor und Amulius. Dieser bemächtigte sich der Alleinherrschaft und bestimmte die Tochter des erstern, damit von ihr keine Nachkommenschaft erwüchse, zur Priesterinn der Vesta. Allein das Gelübde der Keuschheit ward von Rhea (also, auch Ilia, Sylvia, wird sie genannt) gebrochen. Alte Völker lieben den Ursprung ihrer Stammsbegründer an Gottheiten und Wunder anzuknüpfen, da ihnen der natürliche Gang der Dinge verhüllt war. So werden denn Romulus und Remus als Söhne des Mars genannt, von ihrer Erhaltung wunderbare Sagen erzählt. Amulius habe sie bestimmt, er-

säuft

säuft zu werden; durch Faustulus, der sie habe aussetzen sollen, seyen sie am Leben erhalten und verlassen von menschlicher Hilfe, von einer Wölfinn, die auf sie gestoßen, gesäugt worden. In Ausschmückung und Deutung der Uiberlieferung sind viele Abweichungen. Frühe verriethen beyde Brüder edlere Abkunft und zeichneten sich in den Uibungen und Geschäften aus, welche das noch ungebildete Zeitalter Solcher, die zur Herrschaft bestimmt sind, würdig hielt. Viehzucht war damahls ein wichtiger Erwerbszweig, daher der Hirten Menge zahlreicher. In einem Streite zwischen jenen des Amulius und Numitor wurden durch Romulus und Remus die des leztern theils getödet, theils mit Beutegewinn in die Flucht gejagt. Remus gefiel sich besonders, mit den Rotten, die er gesammelt, Befehdungen zu führen. Doch fiel er in die Hände von Numitors Leute und ward gefangen nach Alba gebracht. Hier ward Abkunft und Rettung entdeckt, Amulius, der mit Rhea verbrecherische Liebe gepflogen, tödete sich. Beyde Brüder wollten hierauf sich eine neue Stadt begründen, die Grundlage dieser Pflanzung sollten 3000 Mann zu Fuß, dreyhundert Reiter bilden. Der Ruhm ihrer Stiftung blieb mit dem Nahmen dem Romulus; in einem Streite über die Herrschaft war Remus gefallen.

748 Jahre vor Christi Geb. ward nach alterthümlich herkömmlicher Weise der Graben gezogen, der

der Stadtraum umpflügt, da wo die Thore angebracht werden sollten, der Pflug über den Raum derselben emporgehoben. Romulus stand an der Spitze des Gemeinwesens, bekräftigt durch die Vorbedeutuugen, die sein Zeitalter als göttliche Beglaubigung ansah. Die ersten Einrichtungen gaben dem jungen Staate bereits Festigkeit. Die ganze Menge theilte er in drey Theile oder Tribus, jede von diesen wieder in zehen Curien, den Grund und Boden wies er den leztern nach gleichem Maaße zu. Aus den Bürgern erkieste er 100 der trefflichsten, von der Erfahrenheit des Alters hießen sie Senatoren, von der Fürsorge, die ihnen für die Glieder des Gemeinwesens, gleichsam als ihren Söhnen oblag, Väter (patres.) Die gemeine Menge hieß er Plebejer: Um die Ungleichheit zwischen diesen und denen, welche durch Geburt, Ansehen und Macht hervorstachen, unmerklich zu machen und Alle mit einem Bande zu umschlingen, führte er zwischen den Angeseheneren und den Gemeinen das Patronat und die Clientel ein. Jede Gemeine nahm sich einen Edlern zum Schutzherrn. Dieser mußte ihm alle Pflichten leisten, welche der Vater dem Sohne schuldig ist und ihm die möglichste Freyheit von allen öffentlichen Geschäften durch Vertretung gewähren, entgegen war der Schützling alle Dienste des Sohnes schuldig, er hatte den Patronen, wenn ihm Vermögen fehlte, bey Ausstattung seiner Tochter zu unterstützen, ihn und seine Söhne im Falle der Gefangenschaft

auszulösen, die Kosten eines verlohrnen Rechtsstreites und Geldstrafen für ihn unverzinslich zu erlegen, ihn bey allem öffentlichen Aufwande, gleich Verwandten zu Hilfe zu kommen. Keiner konnte den Andern verklagen, gegen einander Zeugniß oder Stimme ablegen. Zur Leibwache wählte sich Romulus dreyhundert durch Geburt und Stärke ausgezeichnete Männer. Sie hießen Coleres. In der Gewalt als Herrscher beobachtete er Mäßigung. Man kannte in diesen Tagen die Obergewalt Eines über Alle nicht. Der König war der Erste, das Volk begnehmigte in Curien Gesetze und Krieg und wählte die Magistrate, der Senat berieth und überlegte.

Nach Errichtung des neuen Gemeinwesens hielt Romulus nichts für wichtiger, als die Zahl seiner Bürger zu verstärken. Zu dem Ende sorgte er für Auferziehung aller männlichen Abkömmlinge und der erstgebohrnen Töchter. Da damahls Mehrere am Leben zu erhalten, als äußere Umstände gestatteten, nicht für Pflicht angesehen, Misgestaltete zu töden, für völlig erlaubt gehalten wurde, bey Beseitigung der Kinder oft auch bloße Leidenschaften sich wirksam zeigten, ward von Romulus, nach obiger Ausnahme, nur die Tödung von Kindern unter drey Jahren und von Natur verstümmelter Geburten gestattet.

Die rauhe Härte alter Völker in Europa ward durch Achtung des Göttlichen gemildert. Bey den Griechen stand der Flehende unter dem

Schutze

Schutze des Gottes (die ἱκητεια). Romulus rechnend auf Misvergnügte, die in andern Theilen der Halbinsel den Wunsch trugen, heimischen Boden zu vertauschen, eröffnete denjenigen Freyen, die sich nach Rom verfügen wollten, eine geheiligte Zufluchtsstätte. Dadurch gewann er viele Bürger, die er auch in den noch kleinen Nachbarkriegen, durch Schonung der Gefangenen vermehrte. So wurden bey seinem Tode 46000 Mann Fußvolk und fast tausend Reiter gezählt.

Ein Versuch, mit den Mitteln zur Vermehrung der Volkszahl, zugleich die nähere Anknüpfung an benachbarte Völkerschaften zu bewirken, führte Krieg herbey. Dem Consus, dem Gott der geheimen Rathschläge, der auch für den Neptunus equestris gehalten wird, verordnete er Opfer und feyerliche Spiele. Zu diesen wurden auch die Einwohner der Umgegend geladen. Sie fanden sich, auch Jungfrauen, zahlreich ein. Romulus hatte verabredet, wenn er im Aufstehen seine Purpurkleidung zusammen und dann wieder auseinandergewickelt, sollten die jungen Männer, deren heirathsfähige Zahl mit der des Römischen Frauengeschlechts also nothwendig im Misverhältniß war, auf die Fremdlinginnen losstürzen, sich ihrer bemeistern, Nachts sie in Zucht und Ehren halten, am andern Tage zu sich heimführen. Die Angaben der also Geraubten weichen der Zahl nach ab; die höchsten bestimmen sie zu 683. Diesen wurden eben so viele

unverheirathete Männer bestimmt. Der Frauen Unwille war bald überwältigt, nicht so jener der beleidigten Angehörigen. Doch ehe wir von des Romulus Kriegen reden, müßen wir noch einiger seiner Einrichtungen im Innern gedenken, die wenn sie auch von Andern auf ihn übergekommen wären, doch die Größe des Römischen Staates begründeten.

Es beruhet der Völker Glück und Stärke auf nichts so sehr, als auf den häuslichen Verhältnißen. Die Art wie diese vom Anfange an in Rom strenge geordnet waren, rettete häuslichen Frieden, der Frauen Würde, des Gatten Ansehen, schloß den Kreis der Familie strenge ab. Durch ein einfaches Symbol gemeinsam genoßener Speise war unauflösliche Ehe geknüpft. Die züchtige Frau des Hauses mußte sich dem Manne fügen, er sie achten; dadurch gebothen beyde. Starb der Gatte, so erbte die Frau, waren keine Kinder vorhanden, einzig, sonst blieb ihr eigener Kindestheil. Hatte sie etwas verbrochen, so erlitt sie Strafe nach des Mannes Urtheile; mit ihm schöpften dieses die Anverwandten. Hohe Verbrechen waren Verletzung der Keuschheit und Genuß von Wein: denn Unmäßigkeit im Trunke führt zur erstern. So sah man in Rom 220 Jahre keine Ehescheidung. Mit diesem Ernste des Gattenverhältnißes war die Strenge der väterlichen Gewalt und die Unterordnung der Kinder unter diese in genauem Ver-

hältniße.

hältniße. Der Vater war seiner Kinder Richter; selbst den Tod durfte er über diese verhängen. Ein Sklave, einmahl verkauft, war zur Freyheit tüchtig; ein Sohn war erst nach dem dritten Verkauf der väterlichen Gewalt entnommen.

So war im Innern wohl vorgesehen: der Staat konnte nicht sinken, der so begann. Wo gute Sitten vom Familienkreise ausgehen, vermögen diese mehr als Gesetze; das Gefühl des Schicklichen und Rechten leitet sicher.

Nach außen verschaffte sich Romulus Anerkennung seines jungen Staates. Der Frauenraub hatte ihm Feinde erregt; die Cäninenser, Antemnaten, Crustuminer, überzogen ihn zuerst mit Krieg, dessen sich die Sabiner, obgleich ihnen die meisten Jungfrauen entrissen worden, noch enthielten. Romulus erlegte den König der Cäninenser, bemächtigte sich ihrer Stadt, überwand auch die Antemnaten und zog siegprunkend (im Triumph) in die Stadt ein, doch erschien er bey dieser Feyer noch zu Fuße. Bald darauf bezwang er auch die Crustuminer und gerieth in den ersten Krieg mit den Sabinern, welche ihr König Tit. Tatius Curius anführte. Die Zahl des Sabiner Heeres soll 25000 Mann Fußvolk, 1000 Reiter, die des Römischen nicht minder gewesen seyn. Durch Einverständniß mit Tarpeja, der Tochter des Befehlshabers auf dem Capitol (ob aus bloßem Verrath jener, oder in irriger Hoffnung, dem Vaterlande nützlich zu

werden,

werden, läßt sich aus den Sagen nicht vermitteln) gewannen die Sabiner die Burg. In den Kämpfen, die hierauf beyde Theile gegen einander führten, erhielt Romulus durch einen Steinwurf eine Wunde am Kopfe. Endlich versuchten die geraubten Frauen selbst, Friede zu vermitteln. Diese erschienen im Lager der Sabiner, mit ihren Kindern, den Unterpfändern der Liebe auf den Armen, mit fliegenden Haaren, unter lautem Ausbruch des Jammers. Nicht eher erhoben sie sich vor dem Könige, vor dem sie auf die Kniee gefallen, als bis dieser Friede gewährte. Nach dem Vortrag über denselben theilte Romulus seine Herrschaft mit dem Tatius; von den Sabinern erhielten das Römische Bürgerrecht, welche dasselbe wünschten; der Senat ward durch die neuen Staatsgenossen verstärkt. Romulus, der nun Tatius zum Mitkönig hatte, erweiterte die Stadt durch den Palatinischen Hügel, sein Würdengenosse durch den Capitolinischen und Quirinalischen, auch errichtete Romulus dem Jupiter Stator einen Tempel. Er hatte ihm diesen gelobt, als seine Krieger im Kampfe mit den Sabinern nicht mehr Stand halten wollten.

Fünf Jahre herrschte Romulus mit Tatius im vollkommenen Einverständniß; zu Lavinium fand der leztre gewaltsamen Tod; der erstre blieb wieder allein an der Spitze. Bald unterwarf er sich Fidenä, das er zur Römischen Colonie machte, dasselbe Loos traf Cameria. Härter schien

der Kampf, den er mit Veji zu bestehen hatte; allein der kleine Staat war schon zu solcher Kraft erwachsen, daß Romulus dem Feinde die härtesten Bedingungen, die Abtretung eines Uferstriches, Septempagus genannt, der Salzwerke an den Mündungen des Flußes und die Stellung von 50 Geiseln abnöthigen konnte. Nach dem dritten Triumphe, mit dem er dieses Feindes Besiegung gefeyert, ward Romulus bald der Welt entrückt. Uiber die Art seines Todes herrscht keine Einstimmung in den Nachrichten; am Wahrscheinlichsten ist, daß er in dem Senate, dem er, aufgeblasen durch Glück, Befürchtungen von größerm Misbrauch königlicher Gewalt eingeflößt, ermordet und daß seine Uiberreste im Stillen auf die Seite geschafft worden. Der Menge wurde vorgespiegelt, er sey zu den Himmlischen erhoben worden. Als Quirinus verehrten sie ihn als geneigten Gott.

Romulus hatte ein Alter von mehr als 55 Jahren erreicht, nach 37 Jahren seiner Regierung seine kleine Stadt mächtig erweitert.

Numa Pompilius.

Gute Einrichtungen hatten schon unter Romulus dem neuen Staate sichre Wurzel verschafft. In friedlichem Sinne wirkte Numa fort; von ihm rühmen die Geschichtsbücher insbesondere, daß er die Bande des Gemeinwesens durch die Religion enger geknüpft habe.

Numa war von Ursprung ein Sabiner, gebohren zu Cures, der Sohn des Pomponius, eines angesehenen Mannes, aus vier Brüdern der jüngste. Erhaben durch seine Denkweise über die Menge, war sein Geist auf die Erforschung göttlicher Dinge gerichtet. Dadurch erwarb er sich hohe Verehrung, die ihm auch die einzige Tochter des Tatius zur Gattinn verschaffte. Die geheimnißvolle, zurückgezogene Lebensweise des Numa, das Bedeutungsvolle und Schweigsame in seinem Benehmen, erregten von ihm die Meinung eines nähern Umgangs mit den waltenden Mächten. Durch sie befestigte er seine neuen Anordnungen, als er an die Spitze des Römischen Staates gerufen ward. Er gelangte an diese im 40 Jahre. Als die Abgeordneten ihm kund

machten, daß die Wahl auf ihn gefallen sey, weigerte er sich Anfangs heftig, die Regierung anzutreten; endlich wich er den Bitten, da auch die Brüder und der Vater in ihn drangen. Bey seinem Einzuge in die Stadt ward Numa feyerlich empfangen, die Tribus erklärten ihn nach den Curien als König, die Auguren kündeten glückliche Zeichen.

Nach dem Antritt der Herrschaft entließ Numa die Leibwache der Dreyhundert, welche Romulus unter dem Nahmen der Celares um sich gebildet hatte. Da sich in der Stadt eine Zahl neu aufgenommener Einwohner fand, die noch ohne Ackerbesitz und im Genuß der Vortheile von der neuen Ansiedlung war, so theilte der König an diese theils Ländereyen, die Romulus vom Feinde genommen, theils vom urbaren Staatsgebiethe aus. Nachdem er Vertrauen gewonnen und allgemeine Eintracht gestiftet, sorgte er am Efrigsten, die Scheu vor den Göttern zu erregen und zu erhalten, als durch welche ein Gemeinwesen am Kräftigsten befestigt wird. Hiezu war vorzüglich förderlich, daß man ihn in näheren und unmittelbaren Verbindungen mit himmlischen Mächten glaubte. Verschiedenen Gottheiten erhoben sich Tempel und Altäre, neue Priester versahen die heiligen Gebräuche. Selbst die völkerrechtlichen Beziehungen gewannen an Bedeutsamkeit, da ein eigenes Priester-Collegium der Fetialen über ihnen zu wachen hatte. Die Strenge

mit der seit Numa von den Römern die Formen die über Krieg, Friede und Vertrag entschieden, beobachtet wurden, trug wesentlich zum Anwachs des Staates bey: denn nichts führt so zuverläßig zur Macht und erhält diese als die Gerechtigkeit. Einen wichtigen Spielraum öffnete Numa den Pontifiken, den Schiedsrichtern in allen heiligen Dingen, und auf dem Altar der häuslichen Göttinn nährten züchtige Jungfrauen, die Vestalinnen, die geheimnißvolle Flamme.

Da geordneter Besitz und Wahrung eines Eigenthumes den Begierden des Staatsbürgers Schranken sezt und Jeden im Stillen seines Guts sich erfreuen lehrt, so sorgte Numa für Begränzung der Ländereyen und stellte diese unter den Schutz einer besondern Gottheit, des Terminus. Es war dieses nothwendig bey einem Volke, dessen Hauptbeschäftigung der Landbau seyn sollte. Während Numa die Bürger zum spärlichen und bescheidenen Daseyn des Ackerbauers bestimmte, sorgte er auch für Beobachtung der Treue und Gerechtigkeit in bürgerlichen Geschäften. Der öffentlichen Treue (Fidei publicae) ward ein Tempel errichtet; es gab für den Römer keinen höhern Schwur, als bey dieser Gottheit. Zu Beförderung der Betriebsamkeit theilte Numa das Gebieth in Gaue, (pagi) deren jedem er einen Aufseher vorsezte. Städtische Gewerbe, wie die neuere Zeit sie kennt, konnten damahls noch keinen Hauptnahrungszweig bilden; doch

machte

machte Numa schon eine Zunfteintheilung. So im Innern ordnend, trafen seine Veränderungen auch das Calender-Wesen. Nach 43jähriger friedlicher Regierung; starb er im 80. Jahre seines Alters. Von seiner Tochter stammte Ancus Marcius, der dritte Rex der Römer. Uiber der Tiber auf dem Janiculus errichtete ehrende Dankbarkeit der Bürger Roms dem Numa ein Denkmahl.

Solon.

Solon.

In Athenä standen seit 682 neun Männer an der Spitze, welche jährlich unter dem Nahmen der Archonten gewählt wurden. Während diese oberste Magistratur eingeführt worden, bildeten sich unter den Bewohnern von Attika mehrere Partheyen, durch welche der Staat beunruhigt wurde: die Pediäer oder die Bewohner der Ebenen, die Reichen waren für die Wenigherrschaft; die Diakrier oder die Bergbewohner für die Völkerherrschaft, für eine gemäßigte endlich die Pacalier oder Meeresanwohner.

Bey den Stürmen, von denen Athenä durch diese Partheyen bedroht war, sahen sich seine Einwohner nach einem Manne um, welcher den innern Frieden durch genügende Einrichtungen befestigte. Diesen glaubten sie in Solon zu finden, dessen Geschlecht bis an Codrus, den lezten Attischen König (1068) hinauf reichte.

Solons erste Laufbahn war frühe die des Kaufmannes, da sein Vater durch allzu große Freygebigkeit sein eben nicht sehr ansehnliches Vermögen

mögen noch mehr vermindert hatte. In der vielseitigern Berührung mit Menschen, die sein Beruf veranlaßte, bildete er sich unstreitig zu jenen höhern Ansichten aus, nach denen er in seinem Vaterlande den Streit entgegengesetzter Meinungen so glücklich ausgleichen konnte. Zuerst lenkte er die Aufmerksamkeit durch die Art auf sich, auf welche er die Athenäer dahin brachte, sich wieder der Insel Salamis im Saronischen Busen zu bemächtigen. Da die Athenäer in dem Kriege, den sie mit den Megarern über dieses Eiland geführt, einen großen Verlust erlitten hatten, so war durch ein Gesetz bey Todesstrafe verbothen, die Wiedereroberung der Insel schriftlich oder mündlich in Vorschlag zu bringen. Da Solon nicht entgangen war, daß viele junge Männer die Erneuerung des Krieges dennoch wünschten, so ersann er die List, daß er sich als wahnsinnig stellte und die Nachricht von seiner Verrücktheit aussprengen ließ. Inzwischen verfertigte er unter der Aufschrift: Salamis, ein Gedicht, das er genau einlernte. Plötzlich erschien er mit dem Huth auf dem Haupte, gleich als käme er von einer Reise, auf dem Markt, trat vor dem zahlreich versammelten Volk auf die Erhöhung, von der herab die Ausrufer (Karyken) sprachen und trug von da seine Verse vor. Seine Freunde theilten diesen Beyfall zu, Pisistratus unterstüzte des Solons Absicht, diesem selbst ward die Anführerstelle übertragen und die Insel von den

Athenäern besezt. Dadurch wuchs die Meinung von Solon, so wie auch durch seinen Umgang mit Epimanides, welchen er nach Athenä hatte rufen lassen, um die Stadt, auf welcher ein Fluch lastete, feyerlich zu sühnen. Die Partheyen, des dauernden Kampfes müde, und die durch die Last von Schulden gedrückte und von den Reichen ganz abhängige Volksmenge erwarteten daher von ihm als Archon (592), daß er den Staatsübeln durch eine beßere Verfaßung abhelfen werde. Dieses suchte er mit der Weisheit des Gesetzgebers auszuführen und unter den verschiedenen Bestandtheilen des Gemeinwesens so herzustellen, daß weder die Angesehenen und Reichen ferner die Aermern und Niedern drücken konnten, noch auch die Uibermacht an die Menge kam. Deshalb schuf er zuerst die Gesetze um, welche Draco schon 622 gegeben hatte, deren Unbrauchbarkeit aber um ihrer Härte willen am Tage lag; nur eines über den Mord ließ er bestehen. Sodann milderte er die Lage derjenigen, welche sich in drückender Schuldenlast sahen, indem er den Werth des Geldes erhöhte und den Körper des Schuldners der Gewalt des Gläubigers entzog. In der Regierung und Verwaltung stellte er ein schönes Gleichmaaß her, an der Spitze blieben die 9 Archonten, die Uiberlegung und Vorbereitung war bey dem jährlich zu erneuernden Rathe, bey dem Volke Annahm des Vorberathenen, Wahl der Magistrate, unentgeldliche

Besor=

Besorgung der Gerichte. Den Schlußstein bildete der Areopagus, der über die abgetretenen Archonten richtete, die Volksbeschlüße seiner Durchsicht unterwarf, auch aufhob, über die Sitten wachte und in peinlichen Fällen Urtheil schöpfte. Die Bürger theilte Solon nach dem Vermögen in 4 Classen, auch der Geringste konnte in der Versammlung und im Gerichte sein Bürgerrecht ausüben, aber, den Ungestüm der ärmern Menge zu bändigen, sollten nur die drey ersten Classen die Staatsämter bekleiden können. So war dem Anspruch der Menge Genüge geleistet und dennoch die Hauptleitung der öffentlichen Angelegenheit denen übertragen, welche durch ihre Bildung die meiste Tüchtigkeit hiezu und durch ihren Besitz das höchste Intresse an Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung hatten. Auch in den Einrichtungen, welche sich auf das häusliche Leben bezogen, zeigte sich Auffassung der edleren und höheren Menschennatur. Die strenge Beziehung des Bürgers zu dem Ganzen drückte er in der Verfügung aus, welche über Jeden, der sich bey einem Aufruhr nicht zu einer Parthey schlagen wollte, die Ehrlosigkeit verhängte. Oeffentliche Schmähungen unter Lebenden, in Tempeln, Gerichtshöfen, der Rathsversammlung waren mit Strafe belegt und, eingedenk der Ehre der Todten, verboth Solon, auch von diesen Böses zu reden. Für Einfachheit und äußere Zucht der Frauen sorgten mehrere Gesetze. Da der Ackerboden

boden von Attika nicht für alle Einwohner die Bebauung als Hauptnahrungszweig zuließ, so trieb er zu Erlernung nützlicher Künste dadurch an, daß der Sohn, welchen der Vater ohne Unterweisung gelassen hatte, von der Pflicht, jenen zu unterhalten, losgesprochen wurde u. s. f.

Nachdem Solon sein Werk vollendet zu haben glaubte, beschwor der ganze Senat seine Gesetze und zudem gelobte jeder von den Thesmotheten für sich, wenn er etwas gegen jene versehen hätte, eine ihm gleiche goldne Bildsäule nach Delphi zu weihen. Solon selbst, der auch die Zeitrechnung ordnete, verließ hierauf, nachdem man ihm eine Abwesenheit von zehen Jahren zugestanden, Attika; er glaubte, jener Zeitpunkt sey hinreichend, um die Einwohner mit der von ihm begründeten Verfaßung zu befreunden. Auf seinen großen Reisen erweiterte er den Umfang seiner Menschenkenntniß und verbreitete den Ruf seiner Weisheit. (s. Cresus.)

Wie sorgfältig auch Solon das Beßte von Athenä im Auge gehabt hatte, so blieb doch nach seiner Entfernung das Spiel der Partheyen, die Pediäer hatten den Lycurgus, die Pacalier den Megakles, des Alkmäon Sohn, die Diakrier den Pisistratus zum Anführer. Als Solon nach Athenä zurückgekehrt war, hatte bereits das Alter seine Thätigkeit geschwächt. Bey dem Hinblicke auf die Lage der Dinge und unbefangenen

Würdi-

Würdigung der Persönlichkeit des Pisistratus, an dem er nichts als das Streben nach der Tyranney völlig verwarf, suchte er möglichen Uibeln durch Umsicht und Milde entgegen zu arbeiten. Doch trat er, als der Tyrann seine Absicht erreicht hatte, auch in hohen Jahren nochmahls als Vertheidiger der Freyheit auf. Vorher, erklärte er in der Versammlung, sey es leichter gewesen, die aufschießende Tyranney zu ersticken, jezt rühmlicher und glänzender die emporgewachsene auszurotten. Kein Mensch schenkte ihm aber, aus Furcht, Aufmerksamkeit, weshalb er sich in seine Wohnung begab: „ich habe, sagte er, bey Ablegung seiner Waffen, mich des Vaterlandes und der Gefahr wenigstens so Vieles an mir lag, angenommen.“ Dann überließ er sich der Ruhe und züchtigte die Athenäer in Gedichten. Dieses zog ihm häufige Warnungen von dem Tyrannen zu, er entgegnete aber auf diese, „er sey zu alt, um noch Gefahren zu fürchten!“ Uiber seinen Sohn weichen die Nachrichten ab.

Solon vereinte mit einer feinen Bildung auch Liebe des Genusses; die Freuden des Lebens reizten ihn auch noch in höheren Jahren. Hervorstechender Zug in seinem Charakter war, strenge Liebe der Gerechtigkeit und Wahrheit. Als die dramatische Kunst erblühte, so erzählen die alten Bücher, war Solon Zuschauer einer noch ihrer Kindheit angehörigen Darstellung. „Wie magst

magst Du, frug er den Schauspieler, vor einer solchen Menge doch so ungescheuet lügen?" Dieser entschuldigte sich: „das geschehe nur als Geistesspiel." Da schlug Solon mit dem Stock auf die Erde: „Bald! rief er, wird es, wenn wir dieses Spiel loben und ehren, dahin kommen, daß wir die Lügen *) auch in unsern Verträgen finden."

Pisi-

*) Und Solon kannte doch die schamlose Kunstdarstellung einer edlen Lüge noch nicht!

Pisistratus.

Dieser Zeitgenosse des Solon war der Sohn des Hyppokrates, eines gemeinen Bürgers. Man rühmt an ihm, daß er im Gespräche gefällig, in Feindschaften gemäßigt, den Armen beyzuspringen, bereitwillig gewesen. Während er nach der Herrschaft trachtete, wußte er sich als einen Freund der Gleichheit geltend zu machen und unter löblichem Vorwande eine zu seiner Erhebung erforderliche Parthey zu bilden. Solon durchschaute seine Absicht und suchte ihn, jedoch vergebens, auf gelindem Wege von dieser abzuführen. Allein in Pisistratus war die Begierde, der Erste zu werden, so groß, daß sie seine sonstigen Tugenden völlig verdunkelte. Nur der Ruhm kann ihm nicht versagt werden, daß, nachdem er sich seinem Zwecke genähert, er es nicht gewagt, Solons geistige Schöpfung zu zerstören, und diese Selbstbeschränkung zeigt ihn der Herrschaft nicht ganz unwürdig, da er dieselbe zwar auf ungerechtem Wege erlangt, aber auf gerechte Weise behauptete. Zuerst verschaffte er sich die Tyranney (561.) durch List. Er versezte sich und seinem Gespann von Mauleseln Wunden und erschien so,

gleich-

gleichsam als Flüchtling, auf dem Versammlungsplatze um hier zu zeigen, daß er von seinen Feinden, im Begriffe auf das Land zu fahren, mörderisch angefallen worden sey. Solon soll sich ihm damahls genähert und gegen ihn sich der Worte bedient haben: „Sohn des Hyppokrates! Du spielest die Rolle des Homerischen Odyseus eben nicht geschickt: denn wie jener, um seine Feinde zu täuschen, gegen seinen Körper übel verfahren, so thust Du dasselbe, um Deine Mitbürger irre zu führen." Doch erreichte Pisistratus, bey dem Andenken an Verdienste, die er sich früher erworben, seine Absicht, es ward ihm eine Leibwache zuerkannt, welche jedoch nicht mit Lanzen, sondern mit Streitkolben bewaffnet war. Umsonst hatte, wie erzählt wird, Solon gewarnt: „Jeder von Euch folgt der Spur des listigen Volkes, also übel und unklug ist Aller Gesinnung!" Doch entfernte er sich, als er sah, daß die Dürftigen sich zu dem Pisistratus neigten, die Reichen aber, von Besorgniß ergriffen, sich entfernten; er begnügte sich mit der Aeußerung, daß er weiser sey als die Einen, tapfrer als die Andern; das erstre, weil jene nicht einsähen, was es gälte, das zweyte, weil, da diese es begriffen, sie doch nicht wagten, sich der Tyranney zu widersezen. Uibrigens mengte sich Solon in die Frage über die Zahl der Leibwache des Pisistratus nicht weiter. Der leztre bemächtigte sich hierauf mit seinen Ergebnen der Burg, änderte jedoch sonst in den Einrichtungen der Republik nichts.

Bald

Bald erhob sich die Parthey des Megakles wieder, verband sich mit jener des Lycurgus und vertrieb den Pisistratus aus Attika. Allein die neuen Gewalthaber entzweyten sich in Kurzem. Megakles both dem Vertriebenen Theilung der Herrschaft und seine Tochter zur Gattinn an; dieses ward angenommen und die Ausführung erfolgte durch eine etwas derbe Täuschung des Volkes. Ein schönes Frauenzimmer aus dem Päanischen Gaue, Nahmens Phya, wurde, gehörig ausgerüstet, auf einem Wagen, voraus kündende Herolde, in die Stadt geschickt, um dem Pisistratus die Beglaubigung zu verschaffen, Minerva selbst, für welche jene Frau ausgegeben ward, habe ihn in ihre Stadt wieder eingeführt. Des Tyrannen Herrschaft schlug jedoch auch dießmahl nicht feste Wurzel. Da er seine Gattinn um des Fluches willen, der auf den Alkmäoniden lastete, vernachläßigte, unterlag er einer Gegenparthey und floh zum zweyten Mahle. (552 bis 538 v. Chr.) In Eretria pflegte Pisistratus mit seinen Söhnen Rath. Mit Hilfe andrer Griechen, unter denen die Thebaner den größten Eifer zeigten, besezte er im 11. Jahre seit seiner Entfernung zuerst Marathon, wo sich auch aus der Stadt seine Anhänger an ihn anschloßen, schlug, durch weitern Zufluß verstärkt, die Athenäische Gegenparthey und machte sich zum dritten Mahle zum Meister von Athenä und Attika. Er blieb nun im ruhigen Besitze der Tyranney, (538 bis 528.) der er auf verschiedenen Wegen Festigkeit ver=

verschafft hatte. Das Gemeinwesen verdankte ihm mehrere gute Geseze, den Bau des Pythischen Heiligthums des Apollo und des Olympischen Jupiters, die erste Büchersammlung und die Ordnung der unsterblichen Gesänge der Homeriden. Ihm folgten seine Söhne, Hipparchos und Hippias, gemeinschaftlich bis 514. Sie zeigten sich ihres Vaters nicht unwürdig; auch ihnen, vorzüglich dem Hipparchos, verdankten die Athenäer die Verschönerung ihrer heiligen Feyer durch Homerische Laute. Der Sänger der Liebe und des heitern Lebensgenußes, Anakreon von Tejus und sein Landsmann, Simonides, gehörten zu den Freunden des Tyrannen. Doch fiel Hipparchos bey der Feyer der Panathanäen durch eine Verschwörung, deren Grund eine Privatbeleidigung war. Harmodius und Aristogiton beschloßen, die beyden Brüder aus dem Wege zu räumen, ihr Dolch traf aber, ihre Rache zu befriedigen, nur den Hipparchos. Hippias übte hierauf seine Gewalt noch drey Jahre, beleidigte aber durch seine Härte. Die Alkmäoniden, die aus Attika entwichen waren, benüzten die ihnen jezt günstige Stimmung, gewannen sich die Spartaner und sezten sich in den Besiz von Athenä. Hippias entfloh. Als Greis erschien er mit Darius bey dem Zuge gegen die freyen Hellenen, die Tyrannis wieder zu erringen. Sein Nahme ist dadurch befleckt; ein unvergänglicher Gesang verherrlicht des Aristogiton und Harmodius That.

Cimon.

Des großen Miltiades großer Sohn war Cimon, welchen Hegesypila, des Thracischen Königes, Olorus, Tochter gebohren. In seinen frühern Jahren erregte er keine besondern Erwartungen von sich. Sein Vater hatte eine Tochter, Elpinice, (s. u.) zurückgelaßen; es ruht über des Bruders sittliches Verhältniß zu ihr ein schwerer Verdacht. Unregelmäßigkeit im Genuße, besonders in Frauenliebe und im Trunke wurde bey ihm weder durch musische Bildung, noch durch andere freye Künste ersezt. Dagegen vereinigte er des Vaters hohen Muth, des Themistokles Weisheit und strengere Liebe der Gerechtigkeit als Beyde in sich. Ausgedehnt war seine Umsicht in bürgerlichen Geschäften und richtig sein Blick im Kriege, ehe er noch durch diesen eingeübt war. Als die Athenäer ihre Rettung auf den Schiffen suchten, begab er sich, der erste, mit seinen Gefährten, Heiterkeit im Gesichte, über den Ceramicus auf die Burg, um der Pallas ein Pferdegezäum zu weihen, da es jezt nicht mehr der Kraft der Reiterey bedurfte. Nachdem er das Geschenk dargebracht, nahm er einen von den um

den

den Tempel aufgehangenen Schilden und begab sich nach den der Göttinn dargebrachten Gelübden, abwärts zum Meere. Er hatte dadurch viele Gemüther bestärkt.

Die körperliche Gestalt des Cimon hatte nichts Zurückstoßendes; er war von hohem Wuchse, sein Kopf stark mit krausen Haaren bedeckt. In seinem Benehmen war er mild und einfach und dadurch gewann er die Liebe der Bürger leicht. Reichthümer, die er im Kriege erworben, verwaltete er mit Freygebigkeit. Von seinen Besitzungen ließ er die Gehege wegnehmen, um seinen Gastfreunden und dürftigen Bürgern den Genuß ihrer Früchte frey zu laßen. An seiner einfachen, aber für Viele besezten Tafel konnte jeder Arme sich einfinden. Ging er aus, so begleiteten ihn immer junge Sclaven, welche, wenn ein älterer Bürger in üblem Anzuge ihn ansprach, sein Gewand austauschten. Nicht minder spendete Cimon an die Armen auf der Agora durch seine Diener insgeheim Geld aus.

Diese Großsinnigkeit des Cimon, mit der er sich Schätze gesammelt hatte, um von ihnen den wohlthätigsten Gebrauch zu machen, war keineswegs berechnet, um der Menge zu schmeicheln: denn er zeigte sich vielmehr als einen Gegner derer, welche die Volksgewalt allzusehr erweitern und das Ansehen der Vornehmeren verringern wollten, des Themistokles und dann des Ephiactes, der an die Würde des hohen Areopagus tastete.

Der Hinblick auf die unedle Verwaltung des gemeinen Gutes von der Mehrzahl derer, die damit beauftragt waren, hielt ihn ab, öffentliche Aemter zu übernehmen. In That und Wort enthielt er sich unrühmlichen Strebens. Der Barbar Rhösaces war von dem König der Perser abgefallen und mit reichen Schätzen nach Athenä gekommen. Hier von den Sykophanten beunruhigt, nahm er seine Zuflucht zu Cimon, vor dessen Thüren er zwey Schaalen, die eine mit goldnen, die andere mit silbernen Dariken niedersezte. Bey ihrem Anblicke fragte Cimon mit Lächeln: „Willst Du den Cimon lieber um Lohn dingen, als zum Freunde haben?“ Da er das Leztre bejahte, so erwiederte Cimon: „So nimm denn dieses mit Dir fort: denn nach geschloßner Freundschaft werde ich von diesen Schätzen im Falle der Noth Gebrauch machen.“

Durch Cimons Freygebigkeit ward Athenä auch zur prächtigen Stadt. Er fing die vierzig Stadien lange Doppelmauer zu bauen an und zierte den großen Platz daselbst mit dem verschönerten Säulengang; auch machte er aus der Stoa Pläsionactia eine Pöcile. Der Künstler Polygnotus war sein Hausfreund und der Liebhaber seiner Schwester, Elpinice. Als jener die Trojerinnen mahlte, so diente ihm diese zum Bilde der Laodice.

Indessen Cimon durch schöne Kunstwerke Athenä zur herrlichen Stadt erhob, machte er es auf gedoppeltem Weg, durch seine Siege und seine

Politik,

Politik, zur ersten an Macht. Unter dem Anschein milder Rücksichten für die Bundesgenossen konnten diese völlig geschwächt werden. Viele von ihnen trugen die Last des unmittelbaren Kriegsdienstes schwer; sie ihnen zu erleichtern, nahm Cimon statt der persönlichen Leistung Geld und unbemannte Schiffe an. So ward Athenä allein die Stadt, welche die Seemacht rüstete und mit ihr das Meer behauptete, ohne daß die Bundesgenossen so bald gewahr wurden, daß sie durch eigene Schuld zu Sklaven herabgesunken. Das Zusammengreifen der Hellenischen Freystaaten zu einem Zweck suchte Cimon vorzüglich durch den Persischen Krieg zu bewirken, und im Innern hielt er den Staat aufrecht, indem er bey allen Mitteln, durch die er sich volksbeliebt machte, dennoch die Parthey der Aristokraten unterstüzte. Daher nahm die Parthey des Demos, an deren Spitze sich Perikles zu kommen beeiferte, Gelegenheit, den Cimon der Anhänglichkeit an Lacedämon verdächtig zu machen. Hiezu gab er ihnen auch mehrfache Veranlassung. Wenn wir der Angabe trauen dürfen, die sich bey Plutarchus aus Stesimbrotus findet, so pflegte sich Cimon öfter bey Tadel oder Ermahnung des Ausdrucks zu bedienen: „So betragen sich aber die Spartaner nicht!“ Am Meisten aber beschleunigte folgender Vorfall seinen Sturz: Als in Sparta ein furchtbares Erdbeben ausgebrochen und dadurch den Heloten ein Anreiz zu einer furchtbaren Verschwörung gegeben worden war, wendeten sich die Lacedämo-

cedämonier an die Athenäer und suchten, niedergedrückt von so großen Uibeln, bey ihnen Hilfe. Gegen diese war die eine Parthey, die in der Demüthigung von Sparta ihre eigene Erhebung fand. Cimon ermunterte aber zum Beystand, indem man eine Verstümmlung von Hellas so wenig als die Vernachläßigung einer Stadt, welche zum gemeinsamen Heil beygetragen, zugeben dürfe. Für diese Gesinnung ward ihm übel vergolten. Denn als auf seinen Betrieb die Athenäische Hilfe wirklich gesendet worden war, so wiesen die Spartaner diese aus Mistrauen wieder zurück. Dieses benüzten des Cimons Feinde, und brachten seine Verbannung durch das Scherbengericht (461) zuwege. So brach sich Perikles Bahn, den ersten Einfluß zu gewinnen.

Cimon ward bald vermißt: denn der Ruhm seiner früheren kriegerischen Thaten war zu groß, als daß nicht die nächste öffentliche Gefahr die Sehnsucht nach seiner Gegenwart wieder hätte erwecken sollen. Als noch die Hegemanie bey den Spartanern war und Pausanias durch seinen Uibermuth sich die entschiedenste Abneigung zuzog, leistete Cimon seinem Vaterlande durch sein leutseliges nud kluges Benehmen nächst dem Aristides die wesentlichsten Dienste. Die Perser demüthigte kein Hellene so empfindlich, als später er. Am Eurymedon erlitt ihre Seemacht und ihr Landheer 469 v. Chr. eine gänzliche Niederlage. Nach diesem Siege bemächtigte sich Cimon 468

des

des Chersonnesus am Hellesponte, des Schlüssels der Perser zu Europa, unterwarf sich 467
die Karystier auf Euböa, brachte die abtrünnigen Naxier zum Gehorsam und nöthigte Thasos sich
463 nach dreyjähriger Belagerung zu ergeben.

Während des Cimons Verbannung war in Athenä durch des Perikles Parthey das Gleichgewicht völlig zerstört worden, da das Volk allzu große Begünstigungen erhalten hatte, zugleich herrschten auch Befehdungen der Staaten unter einander. Diese führten ihn nach Athenä auf ehrenvolle Weise wieder zurück. In dem Kriege zwischen Sparta, Böotien und den Athenäern (s. m. Weltgeschichte) siegten die Lacedämonier (457) bey Tanagea. Selbst Perikles war jezt dafür, den Cimon zurückzurufen. Des leztern erstes Augenmerk ging jezt darauf, den innern Frieden wieder zu vermitteln und den gährenden Kräften lieber eine Richtung nach außen zu geben. Deshalb unternahm er mit einer ansehnlichen, wohl ausgerüsteten Flotte einen neuen Zug gegen die Perser, schlug ihre Seemacht bey Cyprus, ihr Landheer (450 v. Chr.) an Asiens Küsten und erfocht so für Athenä den glanzvollsten Frieden. (449) Der Persische Großkönig mußte der Herrschaft auf dem Aegeischen Meere entsagen. Eben als Cimon diese schöne Frucht seiner ruhmvollen Thaten zur Reife gebracht hatte, raffte ihn der Tod bey der Belagerung von Cytium auf Cyprus, nach Einigen aus Krankheit,

heit, nach Andern an den Folgen einer empfangenen Wunde weg. Noch im Sterben geboth er den Seinigen, sogleich mit der Flotte in ihr Vaterland zurückzukehren und seinen Tod zu verheimlichen, um vom Feinde keine Störung zu erfahren. Die Uiberreste des Cimon wurden nach Attika zurückgebracht.

Galeazzo

Galeazzo Maria Sfortia Visconti.

Uiber Italien war ein jugendlicher Tag der Freyheit heraufgegangen: in seinem obern Theile blühten, als sich in Germanien das Stadtwesen noch nicht ganz aus seinen Anfängen herausgearbeitet, stolze und unabhängige Gemeinden. Aber auf die schönsten und glorreichsten Augenblicke folgte Tyranney und Knechtschaft und die Geschichte, nicht mehr mit dem Ausbruche bürgerlicher Kraft beschäftigt, erzählt von Wüstlingen und eigenwilligen Gebiethern aus einzelnen Geschlechtern. Zu diesen gehörte auch Galeazzo Maria Sfortia Visconti, ein Sohn des Franz Sfortia, nachmahligen Herzogs von Mailand. Er ward am 14. Jan. 1444 zu Fermo gebohren, seine Mutter war Blanca Maria, die Tochter des lezten Herzogs aus dem Stamme der Visconti. Von seiner Geburt fällte der Papst Eugen IV. das Urtheil: „er fürchte, der andre Lucifer sey zur Welt gekommen." Den Beynahmen Galeazzo hatte ihm sein Vater gegeben, um ihn den Mayländern beliebt zu machen.

Seine

Seine erste Kriegsschule machte Galeazzo in Frankreich für Ludwig XI. gegen dessen innere Feinde. Auf die Nachricht von seines Vaters Tod (8. May 1466) stahl er sich, von seinen lauernden Feinden beobachtet, schnell in Verkleidung und von einem vertrauten Kaufmann als Führer begleitet, nach Hause. Mit Mühe kam er bey Novalese durch die Bauern, die sich hier zusammen gerottet hatten, hindurch. Angelangt an Ort und Stelle, häufte er Laster und Verbrechen. Seine Mutter räumte er durch Gift aus dem Wege. Seine Verschwendungslust durchbrach alle Schranken. Jährlich kleidete er seine Diener zweymahl auf das Köstlichste in Sammet oder Seidenzeug; Gold und Silber waren daran reichlich angebracht. Zweytausend Mann seiner Reiterey waren prachtvoll geschmückt. Zu seinem Jagdwerke gehörten unter andern über 100 Falken-Paare, mit silbernen Schellen, seidenen, mit Gold und Perlen gestickten Kappen versehen. Seiner Liebhaberey für das Ballspiel zu Gefallen ließ er in Mantua und Pavia mächtige Gebäude aufführen. Seine verbrecherische Liebe zum Frauengeschlechte schloß jede Schonung aus. Die Wollust war bey ihm — ein gewöhnlicher Fall — mit der Grausamkeit verbunden. So ließ er einen Bauern, der ohne Absicht einen Haasen auf seinem Acker erschlagen hatte, das Thier mit der Haut roh freßen, woran der Unglückliche in wenigen Tagen starb; eine Menge anderer zurückstoßender Handlungen können nur das Gefühl der

Edlen schmerzlich ansprechen. Dabey zeigten sich, wie in allen Menschen, die durch ihre Leidenschaften verworren werden, in Galeazzo auch viele Widersprüche. Oft ging er im Lande in gemeiner Verkleidung umher, um sich selbst von dem Benehmen der niedern Magistraturen gegen die Unterthanen und der Zöllner gegen Kaufleute und Reisende zu überzeugen. Auch unterstüzte er die Gelehrsamkeit und ließ sich den Schmuck der Kirchen angelegen seyn. Dadurch entging er seinem Verhängnisse nicht. Er hatte einen Lehrmeister, Cola Montanus, gehabt, der sich gegen den Zögling selbst auf des Vaters Befehl oft sehr strenge hatte beweisen müßen. Galeazzo, von Rachegefühl beherrscht, ließ ihn daher öffentlich hart stäupen. Tief prägte sich diese Mishandlung in Cola's Gemüth ein, so daß er Olgiati, einem seiner Schüler, einem jugendlichen Mene schen von 20 Jahren, die Beyspiele des Brutus und Cassius vorhielt, um ihn zum Morde Galeazzo's zu begeistern. Olgiati machte Joh. Andr. Lampugnano zum Theilnehmer an dem Gedanken: denn dieser war über den Ausspruch in einer Streitsache mit dem Bischofe von Como über Güterbesiz, misvergnügt. Aus Haß gegen Galeazzo gesellte sich auch noch Karl Visconti zu: der Stephans-Tag oder der 26. Dez. ward zur Ausführung der blutigen That bestimmt.

Galeazzo war unter mehreren dunkeln Vorbedeutungen am Vorabend von St. Thomas von Vi-

geran

gerano in Mailand eingetroffen, so daß er nach seiner Rückkehr seinen Hofmusikanten befahl, ihm täglich vorzusingen: „Maria, Mutter der Gnaden! Mutter der Barmherzigkeit, schütze uns gegen den Feind und nimm uns auf in der Stunde des Todes." Doch war er am Weihnachtsfeste, nach dreymahliger Anhörung der Messe ganz lustig und rühmte sich noch stolz des männlichen Segens in seinem Hause, wie er noch 5 Brüder, davon 2 in fruchtbarer Ehe, selbst auch 2 heranwachsende Söhne habe.

Der Stephans-Tag brach an, Galeazzo verlangte ein Panzerhemd, warf es aber, als zu schwer, wieder von sich. Der Bischof von Como ließ ihm sagen, er könne, einer Unpäßlichkeit halber, die ihm zugestoßen, den Gottesdienst nicht halten; Galeazzo blieb dem ungeachtet nicht zu Hause. Mit heißester Inbrunst, als ahnete er sein Verhängniß, umarmte und küßte er seine Söhne und begab sich dann im glänzenden Gefolge, von den Abgesandten von Mantua und Ferrara begleitet, in die Stephanskirche.

Schon frühestens hatten sich hier die Verschwornen versammelt, und des Heiligen Beystand und Verzeihung, seine Stätte der Anbethung mit dem Blute eines Tyrannen zu beflecken, angefleht. Sicher beschritt sie Galeazzo, als sich an dem Platze, der Stein der Unschuldigen genannt, die 3 Mörder näherten, als wollten sie ihm vor dem Volke Platz machen. Lampugnano überreichte ihm hierauf

eine Bittschrift, stieß ihm aber auch zugleich einen Dolch in den Unterleib und einen andern in die Gurgel, worauf Oligati und Visconti ihn vollends mit 14 Wunden tödeten. So groß auch die augenblickliche Verwirrung war, so entkamen dennoch die Thäter nicht; den Lampugnano stach ein Mohr des Ermordeten nieder, Visconti wurde gefangen und auch Oligati, der noch aus der Kirche entronnen, bald ertappt. Verurtheilt mit Visconti geviertheilt zu werden, ließ er sich zuerst hinrichten und tröstete sich unter den größten Qualen mit den Versen, die er im Gefängnisse gemacht:

Welchen weder tausend Schlachten, noch die Schaaren des Krieges
Zu bezwingen vermocht, Galeazzo Sfortia, Herzog,
Ist durch Eines Rechte gestürzt; nicht halfen die Diener,
Stehend ihm zur Seite, nicht Macht, nicht Herrschaft und Städte.
Also sieht man, wie wenig auf menschliche Dinge zu bauen;
Sieht, wie den wilden Tyrann treffe sein sichres Geschick.

Adrian

Adrian VI., Papst.

Dieser Papst wurde am 11. März 1459 zu Utrecht gebohren, für welche Stadt er auch immer eine rege Vorliebe fühlte. So dunkel war seine Herkunft, daß über den Stand seines Vaters die Nachrichten sich auf das Vielfachste widersprechen. Es soll dieser Florenz geheißen haben, ein Schiffszimmermann gewesen und früh verstorben seyn. Von seiner Mutter Gertraud wird als Beleg achtbarer uud strenger Gesinnung erzählt, daß ihr der Knabe einmahl eine kleine Münze, die er auf der Straße gefunden, mit großem Wohlgefallen nach Hause gebracht, aber auf ihren Befehl sogleich wieder an die vorige Stelle gelegt habe, um in ihm den Abscheu gegen fremdes Gut zu befestigen. Treffliche Anlagen, die sich vom 8. Jahre an offenbarten, veranlaßten, dem Knaben eine gelehrte Bildung zu geben. Die Grundlage derselben empfing er in der Schule zu Deventer, gereift besuchte er die Universität Löwen, wo er 1488 Magister der Künste und 1491 Doctor der Theologie ward. Auf seiner Laufbahn unterstüzte ihn die verwittibte Herzoginn von Burgund, Margaretha. Ihr verdankte

dankte er, nach einem glücklichen Eintritte in das wirksame Leben den herrlichsten Beruf, Karln, den künftigen Erben der Krone Spaniens, zu bilden. Hier hatte er mit dem Herzog von Chevre und Arschot, der Karls Gouverneur war, ein sehr schwieriges Verhältniß zu bestehen: denn dieser Mann ließ in der Erziehung des Prinzen manche Lücke offen, die Adrian nach seiner Ansicht gerne ausgefüllt gewünscht hätte. Um endlich den leztern ganz zu beseitigen, schickte man ihn 1515 an Ferdinand, König von Arragonien, um dort den günstigen Gesinnungen entgegen zu arbeiten, welche dieser für den Erzherzog Ferdinand hegte.

Ferdinand starb, als Adrians Feinde ihm schon allerley Verdacht zu erwecken gesucht hatten und Karl, Arragoniens Erbherrscher, machte seinen Lehrer sogleich zum Bischof von Tortosa und bestellte ihn sogar mit dem großen Kardinal Ximenes, dem Spanien seinen Glanz vorzugsweise verdankte, zum Statthalter. Da Adrian Karln das Großmeisterthum der Orden von St. Jago, Alcantara, Calatrava, geschickt in die Hände spielte, so verschaffte ihm dafür 1517 der dankbare Konig vom Papste den Cardinalshuth und erhob ihn zum General-Inquisitor von Spanien. Adrian fand bald Gelegenheit seinen Herrn durch Bande der Dankbarkeit auf das Neue an sich zu feßeln. Karl verließ 1520 sein Königreich, um Teutschlands Boden zu betreten. In-

zwischen

zwischen loderte im ersten 1521 die Flamme des Aufruhrs empor. Adrian gelang es, ihr Einhalt zu thun und das von den Franzosen angegriffene Königreich Navarra seinem Gebiether zu erhalten.

Beschäftigt mit Spaniens Interessen sah er sich plötzlich durch den günstigsten Wurf des Glückes überrascht. Nach dem Tode des Papstes, Leo X. fielen ihm im 5. Scrutinium nur 8 Stimmen zu, aber am 9. Januar wurde er gegen Aller Erwartung als Papst verkündet, eine Wahl, welche den Italienern, da sie auf einen Ausländer gefallen, großes Misvergnügen verursachte.

Adrian befand sich eben zu Vittoria, als er am 9. Februar sein Wahlbreve erhielt, worauf er am 16. in Gegenwart einiger Zeugen und eines Notars erklärte, daß er die päpstliche Würde mehr aus Gehorsam gegen die Fügung Gottes als aus eigner Neigung übernehme und seinen Taufnahmen behalte. Am 4. August verließ er den Boden von Spanien, hielt am 29. August seinen Einzug in Rom und wurde am 4. September in der Lateranensischen Kirche gekrönet.

Adrian betrat den päpstlichen Stuhl in einer mißlichen Lage, sein Vorfahrer hatte den öffentlichen Schatz erschöpft und die christliche Erde zerarbeitete sich im heftigen Meinungskampfe. Das Erstre lähmte die Kräfte nach außen und

das

das Letztere machte die Rolle eines geistlichen Oberhauptes zur undankbarsten und verwickeltesten. Adrian suchte dem Glaubensstreite auf verschiedenen Wegen abzuwehren. Erst wendete er sich in einem Breve vom 5. October 1522. an den Kurfürsten Friedrich von Sachsen mit milden Vorstellungen, um ihn von Luthers Sache abwendig zu machen, dann aber ging er so weit, daß er sogar die Sächsische Kurwürde vom Papst Gregor V. herleitete und in die Drohung ausbrach: „Wir werden nicht zugeben, daß Diejenigen, welche einst mit Karl dem Großen, den Papst Adrianus in Christo erzeugte, nun da Adrianus Papst und Karl Kaiser ist, unter einem schismatischen und ketzerischen Fürsten durch die Pest der Irrlehren und der Schismen zu Grunde gehen.“ Franz Cheregati, sein Nuntius auf dem Reichstage zu Nürnberg, brachte ein Schreiben von ihm mit, worinn die Stände ermahnt wurden, mit Luthern wie mit Huß und Hieronymus von Prag zu verfahren. Dabey war er jedoch gegen die Vorstellungen der Teutschen Reichsstände vom Verderben der Reiche nicht taub, sondern nahm sich selbst vor, an der Abhilfe desselben zu arbeiten. Auch begann er mit ernstlicher Verbesserung an sich und in seiner nächsten Umgebung. Vom Nepotismus hielt er sich frey, den Hofstaat beschränkte er so, daß er täglich nur 12 Dukaten kostete. Es war dieses bey dem verschwenderischen Sinne seines Vorfahren nothwendig: denn durch die Ausleerung des

Schatzes war er auch unfähig gewesen, früher den Johannitern auf Rhodus gegen die Türken Hilfe zu leisten. Auch hinterließ er, obgleich sparsam, nicht einmahl 3000 Dukaten in seiner Kasse; doch hatte er den Kardinal Cajetan mit 50,000 Dukaten, als eine Beysteuer zum Kriege gegen die Türken nach Hungarn abgeschickt.

Adrian endigte schon im J. 1523 am 14. September in einem Alter von 65 Jahren. Die Italiener erlaubten sich bey seinem Tode, über den Gutdenkende trauerten, sehr unanständige Aeußerungen. Verwegne unterstanden sich sogar, Nachts die Thüre seines Leibarztes, J. Giov. Antracini mit Blumen zu schmücken und daran zu schreiben: „dem Befreyer des Vaterlandes, der Staat und das Volk von Rom.“ Auch ward sein Tod einer Vergiftung zugeschrieben. Vielen Haß zog er sich auch dadurch zu, daß er sein Ohr den feilen Schmeichlern versagte. Als ihm ein solcher Sänger des Augenblicks ein Gedicht überreichte, antwortete Adrian aus dem Stegreif:

Hör' Dichterling auf, für Zahlen Bezahlung zu fordern.
Reichest Gedichte Du dar, geb ich Gedichte zurück.

Uibrigens fehlte auch Adrian der höhere Kunstgeist. Er war Liebhaber vom Bauen, aber er ließ seine Werke nicht im edlen Style ausführen. Auch war er kein Freund plastischer Kunstwerke. Als ihm einst der Abgeordnete von Bologna,

logna, Vionnesie die Bildsäule des Laocoon zeigte, wendete er seine Augen von diesem Gräuel des Heidenthumes ab. Auch war er allem Gepränge mit Bildern gram.

Adrian hatte Anfangs nur eine kurze Grabschrift: „Hier liegt Adrian 6. der in seinem Leben nichts für unglücklicher hielt, als daß er zu herrschen bestimmt war.“ Der Kardinal Enkenfurth ließ ihm aber ein prächtiges Denkmahl setzen. Unter seinem Sarge standen die bedeutungsvollen Worte, die er öfter im Munde führte: „Ach! wie Viel hängt davon ab, in welchen Zeiten die Kraft je auch des Beßten fällt!“ (Proh dolor! quantum refert, in quae tempora vel optimi cujusque virtus incidat!)

Aus der Spanischen Geschichte.

I.

Im Jahre 1596 schickte Philipp II. von Spanien einen Gesandten nach Grätz ab, um die Schwestern des Erzherzogs, Gregoria Maximiliana, Leonora und Margaretha in Augenschein zu nehmen und durch einen in seinem Gefolge befindlichen Künstler ihre Porträts mahlen zu lassen: denn der Infant Philipp sollte eine dieser drey Fürstentöchter zur Gemahlinn erhalten. Als der König die Abbildungen in Händen hatte, ließ er seinen Sohn mit der Infantinn, Donna Isabella, und einigen geheimen Räthen vor sich rufen und fragte jenen, nach Vorzeigung der Porträts, wie sie ihm gefielen und welchem davon er den Vorzug gäbe? Der Prinz deutete auf die Erzherzoginn Margaretha. Da ihm hierauf der königliche Vater erklärte, eine aus diesen Fürstinnen solle seine Gemahlinn werden und er möge wohl bedenken, was er für sich bestimme, verzichtete der Prinz auf die Wahl und überließ sich hierinn dem König. Weil aber dieser Anstand trug, den Ausschlag zu geben, so mischte die Infantinn die drey Porträts,

wendete sie heimlich um und sagte zu dem Prinzen: „Die, auf welche er zeige, solle seine Braut seyn.“ Das Ungefähr führte den Prinzen auch jezt auf die Erzherzoginn Margaretha. Nun mischte sich der König ein. „Die Jüngere, sagte er, ist Dir gefährlich und die Aeltern haben, da sie auch sonst ohne Fehl sind, den Vorzug, deshalb gebe ich Dir meinen väterlichen Seegen und die Erzherzoginn Gregoria Maximiliana.“ Der Prinz kniete hierauf nieder, dankte seinem Vater und küßte ihm die Hand, die Anwesenden aber brachten ihre Glückwünsche dar. Merkwürdig ist, daß Philipp dennoch die zuerst Erkohrne zu Theil ward. Die ihm bestimmte Braut starb nähmlich bald; der Prinz sollte nun mit ihrer Schwester Eleonora vermählt werden, allein auch diese ward ein frühes Opfer des Todes und nun traf die Wahl diejenige, auf welche sie der Prinz schon bey dem ersten Anblicke des Gemähldes und durch das Loos gerichtet hatte.

II.

Philipp II. hatte über seine Spanische große Monarchie lange geherrscht, aber er war seines Thrones nie froh geworden. Ohne Gemüth und ohne Liebe, fremd dem Lächeln der Freude, und der gefühlvollen Thräne des Schmerzes, düster, beschränkt auf sich selbst und stolzer Alleingebiether, sah er am Abende seines Lebens seine Entwürfe

würfe vernichtet, das herrliche Reich geschwächt und selbst zerstückt. Abgerissen waren die Niederlande, weil er die Rechte des Gewissens verkannt und den Gedanken durch die Gewalt zu fesseln gewagt hatte, vernichtet war die mit der äußersten Kraftanstrengung ausgerüstete Flotte gegen England, der hochmüthige, an sie geknüpfte Entwurf zerstört, selbst unermeßliche Hilfsmittel zwecklos vergeudet, die edelsten Kräfte für ein ihrer unwürdiges Ziel in Bewegung gesezt worden. Zugleich schien es, als wolle die waltende Gottheit in Philipp schon auf Erden, die Uibel bestrafen, die er über seine Völker und das Menschengeschlecht verhängt hatte: denn schon zwey Jahre vor seinem Tode litt er an schweren Krankheiten und den Qualen des Podagra, so daß er zulezt nicht mehr recht zu gehen vermogte. Als er sich nun gegen der Aerzte Rath in einem Sessel nach dem Eskurial, diesem Denkmahl königlicher Prachtliebe, tragen ließ, brauchte er, um diesen Weg, den man in 6 Stunden reiten kann, zurückzulegen, 7 Tage und vermehrte sein körperliches Uibel noch. Er war daher, nach seiner Ankunft, im Vorgefühle, an der Grenze seines irrdischen Lebens zu stehen, sogleich mit mehreren auf die Zukunft seines Nachfolgers sich beziehenden Maasregeln beschäftigt.

Am 22. Julius wurde Philipp von einem anhaltenden Fieber befallen, daher er seinen Leibarzt und Andre fragte, ob sie seinen Zustand für

bedenk=

bedenklich hielten. Noch verbarg man ihm die Gefahr, aber am 1. August erklärte ihm der Arzt sowohl als der Beichtvater zugleich, daß er von dieser Krankheit nicht mehr genesen werde. Der König dankte für diese Eröffnung. Furchtbar war damahls sein Leiden, in seinen Gliedern wüthete das Podagra, an den Händen, den großen Zehen und den Knieen waren ihm große Geschwüre aufgebrochen, 53 Tage konnte er seine Stellung auf dem Rücken nicht verändern, ein verpestender Geruch kam aus seiner Nähe und in den in Eiter übergegangenen Stellen erzeugte sich eckelhaftes Ungeziefer. Dennoch bewies er königlichen Gleichmuth, aus seinem Munde kam kein Wort der Ungeduld, vielmehr tröstete er seine Infantinn, Donna Isabella, die des Leidenden pflegte, äußerte sein Mitleiden mit den Beschwerlichkeiten, die sie trug und ermunterte sie, auszuruhen oder sich dem Schlaf zu überlassen. Nur wenn ihn der Schmerz fast übermannte, richteten sich seine Blicke gen Himmel und er brach in die Worte aus: „Gott! laß es nur zur Abbüssung meiner Sünden gedeihen!" Starke und große Gemüther finden am Ende ihrer Laufbahn ihre höchste Erquickung in dem Rückblicke auf die Segnungen, welche sie über das Menschengeschlecht verbreitet, Philipp konnte nur im Schooße der Kirche und im Gebrauche der äußern Mittel, die sie darbiethet, Ruhe finden. Sein Beichtvater mußte ihm immer geistliche Geschichten von sterbenden heiligen Leuten, vorzüglich

auch Stücke aus dem Ludwig Blasius, vortragen, Philipp sprach dabey die Sprüche und Gebethe nach. Als ihn eine große Schwäche befiel, sprach er ein langes Bekenntniß, das in des Blasius Buche für Sterbende stand und ließ öfter die Worte hören: „Herr! nicht mein, sondern dein Wille geschehe!" Den Beichtvater, der seines Ordens ein Hieronymit war, rührte diese Gottseligkeit so, daß er geradezu seinen Wunsch äußerte, der König möge seine Seele in diesem Augenblicke aufgeben, damit dieser Eifer und diese Ergebung bey einiger Besserung nicht erkalte; ein Wunsch, für den ihm der König dankte. Täglich mußte man Philipp Reliquien von Heiligen vor das Bett bringen, die er mit tiefster Verehrung küßte, vorzüglich lag aber immer eine Reliquie des heil. Albanus, die ihm der Papst Clemens VIII. in seiner Krankheit zugeschickt hatte, immer auf dem Altar, von dem aus er im Bette die Messe hörte. An den Papst ward eigends ein eilender Courier geschickt, damit er vor seinem Tode den Segen über ihn spreche, was nach der Berechnung 3 Tage zuvor geschah. Zwölf Tage vor seinem Abscheiden empfing Philipp, umgeben von seinem Nachfolger und mehreren Großen des Hofes, die lezte Oelung. Nach dieser Handlung ließ er den Prinzen und die Infantinn vor sich rufen, entblößte seinen Körper vor ihnen und zeigte ihnen seine eckelhaften Geschwüre mit den Worten: „So sterben die Könige! so ist jezt der Mächtigste aller menschlichen Hilfe beraubt!

raubt!" — Dann hieß er sie die Unterthanen mehr auf friedlichem Wege in Gehorsam zu erhalten, den Grafen von Mondekar aus seinem langen Gefängniß, so wie auch die Gattinn des Antonius Parey (in Philipps Regierungsgeschichte ein Nahme der an eine schändliche That erinnert) loslassen, den zum Tode Verurtheilten verzeihen und die des Jagens und Vogelstellens halber Verhafteten in Freyheit setzen, vor Allem aber die katholische Religion aufrecht erhalten und vertheidigen sollten. Dann umfing er seine Kinder, die sich vor ihm auf die Kniee niedergelassen hatten und gab ihnen seinen väterlichen Segen. Von nun an wollte Philipp nichts mehr von irrdischen Dingen hören und ließ sich daher unausgesezt geistliche Erbauungen vorlesen, selbst der Prinz und die Infantinn mußten mit dem Beichtvater abwechseln; sein geheimer Rath und Kämmerer, Christoval de Mora aber mußte auf ein Papier schreiben: „Mein Beichtvater! Ihr stehet an Gottes Stelle, deshalben versichre ich vor seinem göttlichen Throne, daß ich Alles, was Er mir zu meiner Seele Wohlfahrt und Heil rathen wird, thun und erfüllen will; und versäume ich etwas, so werdet Ihr es zu verantworten haben: denn ich bin bereit, Alles zu vollziehen!" Diese Worte mußten seinem Beichtvater zugestellt werden.

Als endlich am 11. September die Stunde des Todes nahte, ließ Philipp seine Kinder nochmahls vor sich kommen, um sie zum lezten

Mahle

Mahle zu segnen. Die Infantinn bath er, sie möchte, da er sie nicht nach seinen Wünschen habe verheirathen können, sich in den Niederlanden das Wachsthum der katholischen Religion angelegen seyn lassen: denn vorzüglich aus dieser Ursache habe er sie ihr gegeben, dieses möge sie auch dem Erzherzog Albrecht in seinem Nahmen sagen. Hierauf ließ er sich ein Kästchen und einen Ring daraus reichen, den er der Infantinn mit den Worten gab: „er sey ihrer Mutter Treue- und Hochzeitring gewesen, ihn möge sie zum Gedächtniß aufbewahren.“ Dann zog er eine eingebundne Schrift heraus und händigte sie seinem Sohne mit der Bemerkung ein, daß sie die besten Regierungsvorschriften enthalte. Ferner nahm er eine Geisel oder sogenannte Disciplin daraus: „Sehet, sagte er zu seinen Kindern, diese Geisel ist noch gefärbt vom Blute meines Geblütes, nähmlich meines Vaters, Karl, welcher fromme Kaiser sie zur Züchtigung seines Leibes gebraucht.“ Den Don Christoval von Mora bath er, ihn im Tode nicht köstlich zu bekleiden, sondern seinen Leichnahm in ein Bettuch gehüllt, in den Sarg zu legen, und seinen Kammerherrn Don Fernando von Toledo hieß er einige Kerzen von Unserer Frauen zu Monferrat zu suchen, eine daraus in seiner Gegenwart ihm zuzurichten und in den Augenblicken seines Verscheidens ihm mit dem dabey liegenden Crucifix, mit dem auch sein Vater gestorben, in die Hand zu geben. Unter solchen Vorbereitungen rückte denn der entscheidende Augenblick

genblick heran. Philipp hatte gebethen, ihm in diesem noch die lezten Worte Christi am Kreuze in das Ohr zu rufen. Drey Stunden vor seinem völligen Ende lag er auf einmahl als ganz entseelt da, so daß man ihm bereits die Augen zudrückte und sein Gesicht bedeckte. Auf einmahl öffnete er aber seine Augen weit, nahm das Bild des Gekreuzigten aus des Don Fernando von Toledo Händen und küßte es, so wie das Bildniß der Jungfrau Maria auf der Kerze von Monferrat mit Innbrunst; bald darauf unterlag er aber dem Kampfe der Natur und verschied am 13. September Morgens um 5. Uhr. Seine lezten Worte waren gewesen: „daß er als ein gut katholischer Christ und als ein gehorsamer Sohn der Römischen Kirche sterbe."

III.

So groß auch der Ruhm des Herzogs von Alba war, so wäre er doch bald im Jahre 1578. für schwere Schuld öffentlich bestraft worden, wenn anders öffentliche Strafe einen Mann noch zu züchtigen vermogte, der sich öffentlich rühmte, er habe in den 6 Jahren, in denen er in den Niederlanden mit der Gewalt bekleidet gewesen, 18000 Köpfe nur durch den Henker geopfert. Daher waren die Augen auch auf ihn gerichtet, als ihn ein dunkles Geschick bedrohte. Sein Sohn, Don Friedrich von Toledo, hatte an

Donna Madalena de Gusman, nach versproche- ner Ehe, die weibliche Zucht verlezt. Der Kö- nig ließ ihn deshalb einziehen und nach Medina del Campo a la Motta bloß mit einem Knaben gefänglich abführen. Allein Don Friedrich kam, ohne erkannt zu werden, aus seinem Gefängniß nach Madrid und vermählte sich hier, dem Wil- len des Königs schnurstracks entgegen, mit Don- na Maria de Garcia de Toledo Tochter. Da- durch ward Philipp II. so beleidigt, daß er den Herzog von Alba vom Hofe nach Uzeda entfernte und den Prior Antonio, den Don Fernando de Toledo, den Marquis von Velada, die bey der Hochzeit zugegen gewesen, mit Arrest belegen ließ. Da Don Frederic aussagte, daß ihn sein Vater zu dieser Heirath, ohne auf des Königs noch sonst Jemandes Ansehen zu achten, beredet, so war es daran, daß gegen den alten Herzog gerichtlich verfahren und gegen seinen Sohn mit Schärfe vorgeschritten wurde, als zu Alba's Glück der Portugiesische Krieg entstand und der König für diesen keinen taugliceren Mann als den Herzog fand. Doch gelangte dieser nicht gleich zum kö- niglichen Handkuß, empfing aber dann um so entschiedener immer Beweise der Achtung Philipps.

* * *

Ehe der Herzog von Alba starb, beklagte er sich gegen den Grafen Khevenhiller: „es sey ihm

ihm doch nicht gelungen, den vollen Kriegsruhm zu erwerben: denn nie sey er den Türken im offnen Schlachtfelde gegen über gestanden!" So verschieden sind die Meinungen der Menschen über wahre Größe, in dem Augenblicke sogar, wo Niemand groß ist, der sich selbst überlebt hat. Daß er in menschlichen Dingen zu weit gegangen, fühlte er am Tode. Ihm, dem Grausamen, der so viel herrlich aufstrebende Kräfte mit eisernem Fuße zertreten, war im 77. Jahre selbst die Quelle des Lebens so vertrocknet, daß er an einer Frau Nahrung saugen mußte. Als ihn daher Graf Khevenhiller am 11. Dezember vor seinem Hinscheiden besuchte, sagte er zu diesem: „Ich habe nun in meinem hohen Alter dasselbe Loos, das ich als ein kleines Kind hatte!" Als ihn der König kurz vor seinem Tode besuchte, so ließ er die Angelegenheiten seines Sohnes Don Friedrich unberührt und begnügte sich, zu beschwören, daß er seinem Gebiether keinen Pfenning wissentlich veruntreut und mehr auf den Nutzen desselben als auf den Seinigen gesehen. Nahe vor seinem Ende ließ ihn der König durch seinen Beichtvater befragen, wie er es in Ansehung seiner Erben mit den 400000 Dukaten, die ihm von sequestrirten Jüdischen Waaren gegen Anweisung von 25000 fl. jährlichen Einkommens zugedacht worden, gehalten wissen wolle. Es war 2 Stunden vor seinem Tode, das Reden für ihn beschwerlich, daher er auch nur so viel erklärte: „Darauf könne er nicht mehr

weiter eingehen, der König möge der Stimme seines Gewissens folgen und dieser gemäß seinen Erben Genüge leisten; er wolle zu ihrem Nachtheil nichts bedingen."

Im Tode zeigte Alba hohen Gleichmuth, man erzählt von ihm allerley Scherze. Als die Amme, welche ihm ihre Nahrung darbiethen sollte, zu ihm kam, sagte er: „Du hast Dich um ein krankes Kind angenommen, trage Sorge! Du wirst es schwerlich auf einen grünen Zweig bringen." Die Ankunft des Herzogs von Gandia, den der König zu seinem Nachfolger ernannt hatte, konnte er am Wenigsten vertragen. Er sagte von diesem geradezu: „der Herzog hätte besser gethan, Er wäre zu Hause geblieben, um seinen Zucker auszusieden."

IV.

Als der Kaiser Rudolph von seinem Gesandten am Spanischen Hofe, dem Grafen Khevenhiller, einen geheimen Bericht über diesen Hof erforderte, stattete ihn der Graf unter dem 10. Jänner 1606 aus Valladolid ab. Man findet in ihm ein Gemählde des Königs und seiner Umgebungen, woraus wir uns die Hauptzüge darzustellen, nicht versagen können.

Was

„Was die gründliche Beschaffenheit der jetzigen Regierung (Philipp III. des Sohnes Philipp II.) — heißt es — anbetrift, so besteht sie darinn, daß, sobald der alte König die Augen geschloßen, die alten Räthe und Minister nichts mehr galten und ihnen andre, welchen weder die Geschäfte, noch die Behandlungsweise derselben bekannt waren, vorgezogen wurden. Hieraus erfolgten allerley verkehrte Dinge, es fehlte überall an Händen und Füßen, vorzüglich aber wird der Nerv des Friedens oder Kriegs, d. i. des Königs Haciendo, so behandelt, daß es den Anschein hat, man wolle diese Monarchie mit vollen Segeln auf den Grund schiffen: denn die neuen Minister begnügen sich nicht mit den Gnaden, welche der König im Uiberfluß und ansehnlich spenden kann, sondern greifen ihm noch in seinen eignen Beutel mit extra ayuda de Costos, so daß sie ihm also eigentlich das Brod vor dem Munde wegschneiden und ihn in seinem eignen Pallaste, am täglichen Aufwande Noth leiden, hingegen zu dem adyutto de Costos mit unchristlichem Interesse auf seine sichersten Renten Geld aufbringen lassen. Die alten Minister werden weggekauft und wollen sie aus Diensteifer für den König als ihres eignen Rufes halber nicht im Guten sich fügen, so wendet man gegen sie Drohungen an, so daß der Erzbischof von Toledo und Don Christoval de Mora, auf die der alte König für seinen Sohn so viele Hoffnungen baute, gegen ihren Willen und unter vielen redlichen Seufzern und Thränen,

Thränen, der eine in sein Erzbisthum, der andre in sein Vicekönigreich Portugall aufbrechen mußten. Velada, Chinchan, Idiaques, erhalten sich noch, sind aber alles Ansehens beraubt; solche Minister, die sich weder durch Verheißungen noch Gaben abwendig machen lassen und wider die Regierung schreyen, klagen und ihr Verderben verkünden, werden verschickt, verfolgt und mit Spott behandelt. — — Uiberhaupt wollen die Opfer, welche der König den Lermas und ihrem Anhange täglich darbringt, so schädlich und groß sie sind, doch nicht hinreichen; wird auf diese Weise noch einige Jahre fortgefahren, so saugen sie ihm das Mark aus den Knochen. Auch Alles dieses wäre noch zu verschmerzen, würde nicht mit allen Prätensionen und Justizsachen-Sachen, vom ersten Minister an Kaufmannschaft getrieben. Die Audienzen sind schwer zu ertragen, oder bestehen in höflichen Worten und allgemeinen Aeußerungen. Viele haben bey einem Aufenthalte von Jahr und Tag und ungeachtet sie ihren Beutel wacker öffnen, bey einigen Ministern weder vorkommen, noch expedirt werden können. Wer Geld hat, sucht daher, seine Sache damit durchzusetzen. Die Minister sehen mehr auf ihren eigenen, als auf ihres Königs Nutzen, und den Bessergesinnten werden die Mittel und Wege, ihre reineren Absichten zu verfolgen, abgeschnitten. Denn der König ist zwar fromm, gottesfürchtig und will das Gute: dennoch ist wenig Beßerung zu hoffen,

weil

weil die Menschen um und neben ihm bloß für sich und die ihrigen zu begehren verstehen, der König nichts abzuschlagen weiß, auch halten sie diesen, sich seiner mehr zu versichern, von den nöthigsten Geschäften ab und zerstreuen ihn durch geringfügige Dinge, geben Ursache zu unmäßigen Spielen, zu unzeitigen und kostspieligen Reisen, zu täglichen und überflüßigen Festen, auch zur Entfernung von seiner Gemahlinn, der Kaiserinn und andern Befreundeten. Die Kaiserinn höchstseligen Gedächtnißes hat den König des Spielens, Reisens und Aufwandes, auch der vielfachen Bestechungen der Minister halber beredet. Der Hof ward aber, auf des Herzogs von Lerma Veranlassung, gegen den Willen aller Spanier und zum allgemeinen Misfallen von Madrid nach Valladolid gezogen; nun, nach großen Unkosten, nach dem Verderben und Tode vieler guten Leute, sollen wir wieder nach Madrid ziehen. Die Königinn hat man ganz unzufrieden gemacht, so, daß sie mir oft gesagt, sie wolle lieber Klosterfrau im Stifte zu Grätz als Königinn von Spanien seyn: denn diese Leute suchten ihr ihren Gemahl auf alle Weise zu entfremden und wäre dieser nicht so christlich, so wäre ihr Vorhaben längst gelungen; man habe ihr alle Hände gebunden, thue, was man ihr zuwider thun könne, rede sie etwas heimlich, so schöpfe man schon Verdacht, es sey auf die Herzoge von Lerma und Uzeda oder ihren Anhang angesehen; ihren Gemahl forschten sie aus, was sie mit ihm im Bette

 spreche

spreche und hätten ihr verbothen, bey dem Könige sich in einer Sache zu verwenden, oder im Bette oder allein mit ihm Geschäfte zu verhandeln; man wolle wissen, was sie nach Teutschland schreibe, man fange sogar Briefschaften der Donna Maria Sidonia Riederin, Gräfinn von Borajas auf, welche der Herzog der Königinn halber verfolge; man habe die Marquisinn von Valla aus geheimen Verdacht gefangen genommen und schimpflich behandelt und den König und die Königinn selbst desfalls in Untersuchung genommen; ihr liege nur ihre eigene und ihres Königs Ehre am Herzen: denn es scheine, als wolle der Herzog diesen von Land und Leuten bringen, da er ihren Gemahl und Jeden, der ihm nicht zugethan, arm mache, sich hingegen und die Seinigen bereichere, seine Freunde in alle Aemter, Stände und Vice-Gubernien einsetze, alle Unterhandlungen für sich dem Könige entreiße und sie expediere, sic volo, sic jubeo. (So will, so gebiethe ich!) — Ich ermunterte die Königinn, sich solcher Gedanken zu entschlagen und bemerkte, man mahle ihr den Herzog zu schwarz vor. Der Herzog, erwiederte sie, sey für seine Person gut, wenn er nur in Schranken bliebe, so aber würde ihn Gott nicht ungestraft leben lassen: denn sehet ihn an, wer er gewesen, wie er nun an einem Tage 2000 Dukaten nur für seine Gebäude ausgibt, wie seine und seiner Befreundeten Kisten und Kästen völler sind als die meinigen, wie er des Königs Leute Mangel

leiden

leiden läßt, inzwischen er seine Diener mit Uiberfluß überschüttet. Ursache an Ursache mich zu betrüben! Ich will jezt mit Stillschweigen übergehen, daß ich bereits einen Sohn und eine Tochter habe und daß er 3 Savoyische Söhne, die nach meinen Kindern die Erbfolge dieser Reiche fordern, mit großen königlichen Kosten hat herein kommen lassen und so stattlich unterhält, da er hingegen gegen des Königs eignen Willen und mein Anhalten das Hereinkommen eines meiner Brüder verhindert, auf welchen sich der König in der Zeit der Noth verlassen könnte. Was stünde mir, wenn mein Gemahl — welches Gott verhüthe, mit Tod abginge, bevor? könnte ich nicht leicht verstoßen, nicht mit meinen Kindern nach Andrer Gefallen zu handeln gezwungen werden? zumahl da dieser unruhigen Söhne Vater ihnen dazu bald Anweisung geben würde?“

Khevenhiller gibt nun weitere Nachrichten über den Herzog von Lerma. „Dieser, früher Marquis von Denia, war, bedeckt von Schulden, verlegen, seinen Unterhalt zu bestreiten und sich mit seinen Gläubigern auszugleichen. Man schlug ihm daher vor, sich mit den leztern zu benehmen und sich sein nöthiges Auskommen vorzubehalten, allein er fand dieses seinem Rufe und jenem seines Vaters entgegen. Dieses gab ihm den Schein edelmüthiger Gesinnung und da er zugleich ein sehr artiger Cavalier und gewandter Hofmann war, beförderte ihn der König zum

Kammerdienste des Prinzen, ohne ferner einen Grand an dem Hofe von diesem zu setzen. Dieses erregte Aufsehen, und selbst Khevenhiller sprach darüber mehrmahls mit Philipp II., der ihm aber entgegen sezte: „da mein Sohn gegen den Lauf der Natur erst im 14. Jahre die Zähne wechselte, so wird er spät Herr seines Willens werden: soll ich ihm nun gewichtige Granden beygeben, so werden sie sich seiner bemächtigen, den vorgesezten obern Dienern nicht folgen und zu mir einen größern Zutritt haben wollen, als ich bey meiner versperrten Kammer und meiner täglich zunehmenden Schwachheit wünsche; zudem ist nicht rathsam, daß sich ein König von Spanien für seiner Söhne und Brüder Dienste der Granden und Hochgewichtigen bediene; denn sie ruhen nicht, machen Partheyungen und können allerley Dinge anspinnen, was mit Männern vom zweyten Rang in diesem Dienste verhindert werden kann.“ Als übrigens der alte König sah und erfuhr, daß der Herzog von Lerma seines Nachfolgers Gunst und Willen gegen seine Erwartung und Wünsche gewonnen, schickte er ihn als Vicekönig nach Valencia, von wo er in Schreiben, die Juan von Taxis für reichliche Vergütung insgeheim hin und wieder schickte, die Verbindung mit dem Prinzen unterhielt. Von da ward er kurz vor des Königes Tod wieder abgefordert und zu des Prinzen Oberststallmeister gemacht. Kaum aber hatte der König geendigt, so hatte er auch das Regiment ganz angenommen, so daß er

gleichsam als absoluter Gebiether angesehen werden kann. Er hat diese wenigen Jahre für sich und die Seinigen das Gras wohl geschnitten und zwar so, daß ich es mir zu schreiben nicht getraue, ob es gleich in der That also ist. — Der gute Herzog hängt sich an sonderbare Leute, die ihn, wo sie wollen, herumführen. Gehör ist bey ihm schwer zu erhalten, doch scheidet man — war es gewährt — bey seiner Artigkeit und der Würde, mit der er für den königlichen Dienst sorgt, nicht leicht unzufrieden von ihm. Mich bath er öfter, ihm anzuzeigen, wo er nicht recht handle, was ich auch als Biedermann gethan und sogar schärfer in ihn gedrungen; doch fand ich bey der Stimmung, die er nach der Beredung mit seinen Privatvertrauten gezeigt, für gut, künftig zu schweigen. Der Herzog ist ein vorzüglicher Freund vom Bauen und geht hierinn so weit, daß einige 100,000 Dukaten dafür nicht hinreichen, da er doch vor wenigen Jahren oft das liebe Brod nicht gehabt hat. Nur Mäßigung gibt Dauer. Wo das hinaus will, wird die Zeit bald lehren. Inzwischen werden die Lermaischen sich unter einander selbst Schaden zufügen: denn des Herzogs Sohn, der Dugin von Uzeda gilt bey dem Könige so Viel, daß er des Vaters ausschließlicher Gunst müde ist und der Vater ist von Zeit zu Zeit von einem solchen Trübsinn befallen, daß er Niemand vorläßt. Dann gibt der Sohn Audienz und antwortet allein: dore cuenta dello a f. Mayd. Dios le guarde

de y al Ducca mi Sennor. Dieser Uzeda ist ein unförmlicher ungehobelter und leerer Mensch, so daß ich mich oft verwundert, was der König an ihm ersehen kann, er weiß wenig, ist faul, lebt seiner Neigung nach, läßt die Geschäfte gehen, wie sie wollen, ist auch wohl bey Leibe, was mich aber nicht wundert, weil er fast immer 10 oder 11 Stunden außer der Siesta schläft und zum Almuerzo capor de lecha zu Leibe nimmt. Der Herzog von Lerma hat selbst nicht viel an ihm, desto mehr aber an seinem zweyten Sohne, Gomez, der auch größeren Anhang hat.“ In dem weiteren Berichte, welcher mehr die den kaiserlichen Bothschafter betreffenden Rangverhältniße berührt, kommt noch die Stelle vor: „Als der König und die Königinn von ihrer Hochzeit nach Madrid kamen, meldeten sie sich auch schnell bey der Kaiserinn. Sogleich schöpfte aber der Herzog Argwohn, es möchte etwa die Jungfrau durch die Kaiserinn und ihre Tochter, Infantinn Donna Margaretha auf Sachen, die seiner Gunst nachtheilig wären, gebracht werden. Vorzüglich war ihm aber unerträglich, daß die zwey Muhmen Teutsch miteinander sprachen, daher man denn auch Alles anwendete, sie so viel als möglich aus einander zu halten.“

Welch ein erschütterndes Gemählde des Hof-Despotismus! Welche schneidende Widerlegung der feigen Ansicht, die sich, jenen künstlich zu verhüllen, jezt über die Legitimität erhebt. Wahrlich, wer sich hier, die Blicke auf die schönen Tage der Freyheit in Rom, in Hellas, in den Lombardischen Städten, in der Hanse gewendet, nicht überzeugen kann, daß nicht königliches Blut, sondern nur der Gedanke, nur die äußerste Stärke des Willens adle, der verdient die Feßeln endloser Knechtschaft zu tragen! Den Abscheu gegen diese vollenden auch noch die Züge, welche der Graf Franz Chr. v. Khevenhiller, bey der Nachricht von dem Tode Philipps III. zu den vorigen hinzufügt und die, wenn sie auch nicht neu, doch zum Theil weiter ausgeführt sind: „Es habe, sagt er in seinem Bericht aus Madrid vom J. 1621, der König guten Verstand, in seinem Thun und Wesen Grazie, eine wohl gebildete Gestalt und höfliche, herablaßende Sitten gehabt, sein Willen sey aber nie frey, sondern immer gebunden und seinen Privaten unterworfen gewesen. Dieses schreibe man entweder vom natürlichen oder widernatürlichen Einfluß her. Was das Erstre betrift, so sey des Königs Thun und Lassen von Natur schlaff und langsam gewesen, unter den Weibern habe man ihn scharf und einsam auferzogen, weil Philipp II. immer seinen Sohn, Don Carlos vor Augen gehabt, anstatt die Schlaffheit zu beseitigen, habe man dieser vielmehr Nahrung gegeben,

geben, dann sey der König ganz in die Gewalt des Herzogs von Lerma gerathen. Die Zauberey, mit welcher Philipp verstrickt gewesen seyn sollte, erklärt sich übrigens sehr leicht aus diesem Khevenhillerischen Vordersatz; aus diesem wird gar wohl begreiflich, was der Graf geheimer Einwirkung zuschreibt; glaubwürdige Briefe der Kaiserinn Maria und Königinn Margaretha, auch Hans Khevenhillers, damahligen Ambassadeurs, Schriften (Personen, mit denen allein zu reden, dem Könige die Gelegenheit nicht habe genommen werden können) bezeugten, daß wenn sie dem Könige der Abstellung allerley Aergerniße und Unbilligkeiten halber in das Gewissen geredet, er zwar Abhilfe und Geheimhaltung völlig versprochen, wenn es aber zur Vollziehung gekommen, am ganzen Leibe zu zittern angefangen, in der Ausführung inne gehalten und dem Herzog von Lerma nichts verschwiegen habe ꝛc." — Daher ist auch die Erzählung von dem Tode dieses Königes ein Gemische von Feigheit und falscher Religiosität.

Die neue Regierung erweckte neue Hoffnungen. Es ist zu verwundern, meldete Khevenhiller, wie der König, so einsam und in allerley kindischen Unterhaltungen unter den Weibern auferzogen, sich jezt so emsig und fleißig und in den Antworten aus dem Stegreife so treffend und vernünftig zeigt. Er hat auch zu der Erzherzoginn, Margaretha, gesagt, es sey nicht gut gewesen,

ihn

ihn, statt von Weibern, von Männern abzuhalten: die Männer wüßten eher etwas schicklich zu verbergen, die Frauen aber nichts zu verschweigen, daher ihm auch mehr bekannt sey als man vermeine, er habe aber Alles, aus Achtung für seinen Vater und bey seiner Untüchtigkeit, abzuhelfen, erdulden müßen; Gott werde ihm aber den Verstand verleihen, um Jedermann Gerechtigkeit zu ertheilen, seinem ausgesaugten Land und Volk aufzuhelfen und seinen leeren Beutel wieder zu füllen."

Doch zeigte sich schon wieder und nicht mehr im fernen Hintergrunde ein Liebling: Graf Olivarez. Von ihm fällt Khevenhiller das Urtheil: „Es scheint, daß dieser Cavalier bey dem König das Meiste vermag. — So Viel ich ihn kenne, hat er guten Verstand, ist tapfer im Entschluß, wohlberedt, ansehnlich von Person nud einem Römischen Kaiser gleich, von seinem Vater her reich, hat am Hofe Viel verzehrt und nicht wenig, bis er des Prinzen Schlüßel bekommen, aufgewendet. Der Marquis von Sieta Ynglesias hat ihn immer gefürchtet und Lerma vor ihm gewarnt, der ihn auch öfter, im guten oder bösen Wege vom Hofe zu bringen versucht; oft war es auch nahe am Gelingen. Don Balthasar de Zuniga hat ihn mir immer mit der Bemerkung gelobt, außer ihm habe Niemand Ansprüche auf den Lieblingsplatz am Hofe als er. Es wird sich bald zeigen: denn die Geschäfte enthüllen den

Menschen.

Menschen. Bisher hat er wenig unternommen, den Prado aber und andre Uibungsschauplätze der Jugend wohl besucht. Er ist zu Rom gebohren; sonst ist sein Vaterland Andalusien und er am Spanischen Hofe erzogen worden, daher er dann nach der Natur der Heimath und der Erziehung arg genug seyn soll."

Uiber den neuen Geist, der am Hofe herrsche, sagt Khevenhiller: „Alle Bestechungen, die Verschliessung der Thüren, die Erkaufung der Geschäfte, seyen durch eine königliche Verordnung bey hoher Strafe aufgehoben. Fahre man so fort, so müße sich viel bequemer und leichter verhandeln lassen. Der König habe auch die Stunden für die Tafel und Geschäfte geändert: denn, da man sonst um 12 und um 1 Uhr in der Nacht das Nachtmahl eingenommen und um 11 und 1 Uhr Mittags aufgestanden, sey man nun zu den gewöhnlichen Tagesstunden zurückgekehrt. — Die Geistlichen, die ehedem mit großem Scandal an diesem Hofe negocirt, sind in ihre Klöster und Bisthümer, die Soldaten zu ihren Gouvernements, Waffenplätzen und Besatzungen gewiesen, einem jeden Minister ist Rechenschaft von seiner vorigen Haushaltung abgefordert und wo sich ein unbilliges Gut findet, dieses theils dem Fiscus, theils den unschuldigen Partheyen zuzueignen, anbefohlen worden. Auf solche Weise wird der König ein großes Gut gewinnen, da bloß im Königreich Portugall der bekannte

kannte und bestandene Rest, den man dem König von den ausstehenden Rechnungen zu bezahlen hat, auf eilf Millionen beläuft. — Man muß sich nicht wenig wundern, daß die Lermaischen, welche in einigen zwanzig Jahren nur ihren Nutzen, ihre Zunahme und Erhaltung und dagegen die Entfernung und das Unglück derer, die ihnen hätten schaden können, im Auge gehabt, nun in einigen und dreyßig Tagen mit ihren Stützen und ihrem Anhange so gefallen, daß sie außer der frommen und tugendhaften Schwester von Lerma aus dem Pallaste und den vornehmen Aemtern hinweg geräumt, gefangen und eingezogen sind. — Die 72000 Dukaten, die der Herzog von Lerma von dem Königreiche Sicilien vom königlichen Gute gehabt, wurden demselben genommen, um wieder zu jenem gezogen zu werden. Da zugleich eine gerichtliche Untersuchung mehrerer Sachen zur Sprache kam, war Lerma so schlau, gegen den König auf alle seine Güter zu verzichten und sich in seinem hohen Alter nur einen Zufluchtswinkel in einem Kloster zu erbitten. *) —

Philipp

*) Der Herzog hatte, um sich gegen die Zukunft sicher zu stellen, vorzüglich auf Anrathen des Marquis Sieta von Ynglesias, den Cardinalshuth empfangen. Am 10. May 1618 war er ihm zu Madrid bey den Kapuzinern bey versperrten Thüren aufgesezt worden und Lerma hatte sich sogleich zum König nach Aranjuez begeben, wo er mit Ehrerbie-

Philipp verordnete auch verschiedene Personen, um was der Krone entfremdet worden, wieder zu dem Gute derselben zu schlagen und davon die Hofhaltung zu bestreiten. Auch suchte er dem Unwesen im Militair auf die Spur zu kommen, weil oft, wo 3—400 Mann bezahlt wurden,

nicht

biethung und Liebe von einem Fürsten, der dem geistlichen Stande so sehr gewogen war, empfangen wurde. Nun stand er aber auch am Wende-Punkt seiner Größe. Sein Sohn, der Herzog von Uzeda, zu dessen Gunsten er alle seine Stellen, bis auf die Besorgung der auswärtigen Angelegenheiten und das Oberhofmeisteramt bey dem Prinzen, sich vorbehalten hatte, verdrängte den entweltlichten Vater bey Hofe. Dieser zog sich, nachdem er vom Könige unter Thränen Abschied genommen, nach Lerma zurück. Die Absicht des Herzogs, durch seine geistliche Würde sich von der Verantwortung über die Führung seiner Verwaltung zu befreyen und seine persönliche Unverletzbarkeit zu sichern, schlug fehl. Doch zeigte sich der Herzog auch im Unglücke nach Philipp III. nicht kleinmüthig, da hingegen sein Sohn, der Herzog von Uzeda, bey seiner gefänglichen Einziehung völlig zaghaft war und wie ein Kind weinte.

Da die Finanzen Spaniens durch Philipp III. völlig zerrüttet waren, glaubte man, sich an dem alten Lerma Schadens erhohlen zu können, ohne zu bedenken, wie Vieles sein früherer ungeheu-

rer

nicht die Hälfte, ja nicht das Drittheil davon unterhalten worden.

Von der Jagdlust des Königs urtheilt Khevenhiller sehr günstig: denn er sah die Waidmannschaft als eine löbliche und fürstliche Uibung an,

rer Aufwand verschlungen habe. Weil nun der Herzog von dem Könige mit Einwilligung des Reiches Sicilien selbst, die Erlaubniß erhalten hatte, aus dem leztern jährlich eine bestimmte Anzahl von Getreide zu verkaufen, welche sich jährlich auf 74000 Dukaten belief, (die Angabe in Khevenhiller widerspricht sich zweymahl) so zog man nicht bloß dieses Privilegium ein, sondern wollte auch die Nutzungen, die Lerma seit seiner Ertheilung bezogen, in Anspruch nehmen; eine Forderung, die zu erfüllen, unmöglich gewesen wäre. Der König, hieß es, hätte dem Krongute, von dem diese Verleihung genommen sey, nichts entziehen können. Der Herzog fügte sich aber nicht so willig in diesem Punkte; es sey, wendete er ein, dieses Einkommen nicht vom Krongute genommen, von allen Räthen unterschrieben und genehmigt worden, so daß er nicht hoffen könne, man werde des Königs Briefe und Siegel umstoßen; aus der Ungültigkeit solcher königlichen Schankungen entsprängen für Andere weitere Folgen. Gesezt auch, es sey diese Einnahme vom Krongute gewesen, so habe doch der König als Nutznießer davon,

en, bey der sehr viel Böses verhüthet wird. Auf seinem Lustaufenthalt zu Aranjuez war der König alle Morgen um 5 Uhr auf, um 6 Uhr schon in der Kutsche im Freyen und oft bey 6 Stunden zu Pferde und es freute ihn dann selbst, wenn er die Kammerherren, Kavaliere und Diener fast erschöpft und sich zum Theil, nach ihrer Rückkehr in das Bett legen sah, indessen er sich diesen Beschwerden noch gewachsen fühlte.

davon, bey Lebzeiten darüber verfügen können. Allein man kehrte sich an diese Einwendungen nicht, zog auch der Nutzung halber Lerma's übrige Güter ein und erklärte ihn der königlichen Gnade verlustig. Der päpstliche Nuntius beklagte sich bey dem Könige, daß man sich unterstanden, über den Herzog als einen Cardinal zu urtheilen, da doch dieses nur dem Papst zustehe, und dem Herzoge ward insgeheim untergelegt, er solle vom Könige Gnade begehren, so würde ihm wohl der halbe Theil erlassen werden. Stolz antwortete er, warum er Gnade suchen solle, wisse er nicht: sey jener Philipp III. nicht gültig, so werde auch dieser Philipp IV. nichts vermögen. Da man endlich das herzogliche Gut auf das Sorgfältigste durchspäht und statt aufgehäufter Millionen auch noch Schulden vorgefunden hatte, ward der Arrest aufgehoben und nur die Getreidelieferung wieder zum Krongute gezogen.

V.

Im Anfange des Jahres 1609 — zehen Jahre nachdem sich der König Philipp III. von dem schlechten Priester, dem Erzbischof von Valencia, hatte verführen lassen, alle Moresko's aus dem Reich hinweg nach Afrika zu schaffen und so Spanien mit einem Schlage 600000 arbeitsamer, wackrer Menschen zu berauben, gab der höchste Rath von Kastilien bey dem Könige ein Gutachten ein, worinn es unter Anderm hieß:

„Was den Mangel des Volks betrifft, so ist offenbar, daß dieser so groß ist, daß es dahin nie gediehen, seit Ew. Maj. Vorfahren in dessen Königreich zu regieren angefangen, denn diese Krone geht ganz und gar ohne einigen Zweifel zu Grunde, wenn Gott nicht, wie wir vermöge Ew. Maj. Gottseligkeit hoffen, hilft. Die Ursache ist, daß die Auflagen und Contributionen womit man Ew. Maj. Unterthanen an Gut und Person belastet, so unerträglich sind, daß man dabey nicht bestehen kann, sondern, daß sie, wollen sie anders nicht Hungers sterben, Weib, Kind, Haus und Hof verlassen und andre Länder, in denen sie ihr Brod gewinnen mögen, suchen müßen, dadurch gehen Acker- und Weinbau zu Grunde, der Handel liegt nieder, Flecken und Städte veröden, Unterthan, Obrigkeit und Landesfürst verfallen in Armuth. Hier ist nun keine andre Abhilfe möglich, als daß Ew. Maj. die uner-

unerschwinglichen Anlagen ihrer Untergebenen so mäßigen, daß ihnen ihre Nahrung verbleibt, sie ihren Wirthschafts- und Hausgeschäften abwarten können." —

„Der größte Schatz, welchen der König hat, ist derjenige, der sich am Spätesten verliehrt und dieser ist das Volk, wenn es wohl versorgt wird. Es ist eine gewiße Regel: so viel gut behandelte und regierte Einwohner der König in seinem Lande hat, so viel hat er auch Geschäfte, Gewerbe, Handthierungen und demnach große Reichthümer. Reichthümer, sichrer als ein Schatz in Kisten, der leicht verzehrt und in Ermanglung von Volk, Städten und Land verlohren werden kann, da sonst das Volk König, Würde, Hoheit, Vaterland, Weib und Kind, Gut und Reichthum selbst zu beschützen, hinreichend ist und gerne auch den lezten Blutstropfen hingeben wird, weil eines Königs Macht mehr in diesem seinem Volke als seiner Person besteht."

„An dem erbärmlichen Stand des Volks ist auch Schuld die Verringerung von Ew. Maj. Kammergütern und gewißem Einkommen: denn ob sich dieses wohl auf ein Hohes beläuft, so ist doch Alles consumirt und verpfändet: die ordentlichen und außerordentlichen Landesverwilligungen, die Millionen und die Flotte aus Indien, was doch Alles nicht erklecklich. Ew. Maj. werden daher in Ihren Gnadenertheilungen und Geschenken langsameren Fußes gehen: denn was

man

man Einem solchergestalt gibt, das entzieht man Vielen und durch Uiberfluß wird Mangel am Nothdürftigen herbeygeführt. Wohl machen sich die großen Herren durch Freygebigkeit bey ihren Leuten angenehm, doch muß jene in ihren Schrancken bleiben: denn diese Tugenden haben ihr Aeußerstes, welches ein Fürst als ein Laster fliehen muß. Dann gnädigster König! es ist kein Zweifel, daß, da Sie Ihre Kammergüter veräußert und verpfändet haben, und ihre Untergebenen das Mark aus den Beinen zu Erhaltung Ihrer Hofstatt, der Religion gegen den Erbfeind und andre Feinde herzugeben sich verstehen, Ew. Maj. weder Gnaden noch Schenkungen ohne Beschwerung des Gewissens vertheilen können, weil es nicht Ihnen, sondern dazu gehört, wozu es bewilligt und bestimmt ist, vielmehr fallen Sie in die Sünde der Verschwendung, begehen auch eine große Ungerechtigkeit."

„Wenn nun Ew. Maj. von Ihren Kammergütern unverhältnißmäßige Gnaden ertheilen, so erfolgt daraus, daß Sie Sich selbst arm machen, und wenn Sie selbst nichts haben, ihre armen Untergebenen mit großen Anforderungen belästigen. Wollen Sie nun die Verwilligung, welche der armen Unterthanen Schweiß und Blut kostet, anderswohin verwenden, so ist die Verantwortung gegen Gott sowohl bey Ew. Maj. als bey denen, welche Solches begehren dürfen, groß, besonders, weil Ew. Maj. von Gott vor allen

Königen in Erzeigung von Gnaden und Beförderungen, ohne Schaden an dem Ihrigen und Ihren Unterthanen gesegnet sind. Ew. Maj. haben weltliche Aemter, Pflegen, Ritterorden, Ehrentitel, Commenderien, Bisthümer, Erzbisthümer und andre geistliche Güter — Alles in solcher Zahl zu Geboth, daß keine Stunde Tags oder Nachts hingeht, in der Ihnen nicht etwas heimfällt, dessen Sie Sich nicht selbst bedienen, sondern welches Sie an Andre vergeben. Würde nun dieses gleich ausgetheilt, so könnten Ew. Maj. Ihre Untergebenen auf zwey Weisen zufrieden stellen, erstens durch die Gnaden, die diese empfingen, dann durch Aufhebung der übermäßigen Lasten, Einstellung der überflüßigen Zehrungen und außerordentlichen Gnaden. Da nun diese Mäßigung nicht statt findet, so sind die armen ausgesaugten Leute, weil ihr dargebrachtes saures Gut nicht dahin, wohin es zu Ew. Maj. des Gemeinwesens und der Christenheit Beßten verwilligt, sondern an Andre, die sonst genug und überflüßig haben, zu Zeiten unverdient, zur Verzehrung in Spaß und Wollust hingegeben wird, zulezt schwierig, unlustig und betrübt. Ew. Maj. sind es auch vor Gott und der Welt bey Ihrem königlichen Gewissen schuldig, abzuhelfen, wie wir bey Verlust unsrer Seligkeit und unsres guten Nahmens als Dero treueste Räthe Vorstellung zu machen, schuldig sind. — — Es ist gewiß, daß die Könige nicht mehr als Väter, Hirten, Regenten und Verwalter des Gemein-

Gemeinwesens sind und daß sie die Verpflichtung haben, sich der Gerechtigkeit gemäß zu mäßigen, sowohl in ihrem Aufwande als in Ertheilung der Gnaden, und daß sie hierinn nicht über das Bedürfniß ihres Unterhaltes und ihres Glanzes, der Beschützung uud Beschirmung ihres Landes und ihrer Leute hinausgehen dürfen, damit das Gemeinwesen nicht um seine Kräfte komme und erschöpft werde: denn sein Schade, ist er groß, ist unwiederbringlich; ist die Republik einmahl verlohren, so ist Alles verlohren; bleibt sie hingegen aufrecht, so können sich die Fürsten ihrer bedienen rc. — Ew. Maj. werden die gebührende Vorsorge erzeigen, wenn Sie alle verliehenen Gnaden und Geschenke (die in großer Menge erfolgt sind) von dem Tag ihres Regierungsantritts bis jezt, nicht allein in Kastilien sondern in allen ihren Königreichen und Ländern aufsuchen, vormerken und sie Ihnen getreulich vorbringen lassen. Sind diese dann übermäßig, unverdient, auf üblem Wege erworben befunden, dann sind Ew. Maj. vor Gott und der Welt, im Gewissen und der Gerechtigkeit nach, verbunden, sie ihrem Gute, und wenn sie von der Länder-Verwilligung genommen sind, dem gehörigen Orte, wollen Sie anders Glück und Heil haben, wieder zuzuwenden. So wie Ew. Maj. nur Ihres Krongutes Nutznießer sind, so gehören auch die Verwilligungen, die ausdrücklich auf Nutz und Frommen des Gemeinwesens abgesehen und zugestanden worden, nicht Ihnen, noch viel

 weniger

weniger denen zu, welche Ew. Maj. Gutwilligkeit misbrauchen, durch allerley Practiken und Ungestüm der Unterthanen Schweiß und Blut mit des Königreichs äußerstem Verderben zu ihrer Hoffahrt, Pracht, Regel und Uibermuth, ja wohl auch zu Sünde und Laster, an sich saugen und ziehen. —' Seit Ew. Maj. Regierungsantritt sind vom Krongut 54 Millionen veräußert und ausserdem in 20 Jahren bey 100 Millionen sonst aufgewendet worden, was unglaublich scheint, hätten es Ew. Maj. gehorsamste Räthe nicht so fleißig aufgesucht und bestätigt. Wären nun diese unglaublichen Schätze ordentlich und getreulich ausgetheilt und verzehrt worden: was hätten Ew. Maj. nicht ausrichten können?" —

„Nicht weniger wird Ew. Maj gefallen, ernstlichst und unwiderruflich gnädig anzubefehlen, daß der Aufwand seit wenig Jahren her durch Einfuhr von kostbaren Zeugen, Kleidern, Mobilien, Hausrath, Zierrathen aus fremden Königreichen und Ländern verbothen und abgestellt wird, da man ehrlicher, leichter und wohlfeiler mit den Waaren, dem Hausrath und den Mobilien, die in Spanien gearbeitet werden, gleich unseren Voreltern versehen wird. — — Vor Allem wird nicht ohne Fug seyn, wenn Ew. Maj. die Mäßigung in Tracht und Kleidung an sich selbst beginnen, dann werden sich schon die Andern nach ihrem Vorbilde bessern und ändern, denn das Beyspiel des Königs wirkt in seinen Unterthanen

terthanen so kräftig, daß was Gesetze und Policey nicht haben bewerkstelligen können, erreicht wird, wenn die Großen und Geringeren sehen, daß Ew. Maj denen, die sich bessern, ein gnädiges, denen, die sich nicht bequemen wollen, ein ungnädiges Auge erzeigen. Eine solche Umänderung könnte auch in Abstellung der außerordentlichen Zehrungen und der überflüßigen Officianten und Diener erfolgen: denn Ew. Maj. hiesiger Hofstaat kostet um $\frac{1}{3}$ mehr als jener Ihres Herrn Vaters höchstseligsten Gedächtnißes; es würde dadurch an Ihrem königlichen Unterhalt und Glanz nichts vermindert, sondern vielmehr, weil Alles wohl bezahlt und geordnet würde, der Gerechtigkeit und dem Gewissen genügt. — Nicht weniger geht auf Ew. Maj. unnöthiges Hin = und Herreisen Viel auf, und die armen Unterthanen werden von ihrem Ackerbau und ihrer Nahrung abgehalten: da man ihnen ihre Karren und Esel wegnimmt und sie oft noch mit Schlägen übel behandelt." — —

„Dem Bauer und dem Ackersmann soll unter die Arme gegriffen und ihm solche Privilegien oder doch solche Vortheile zugestanden werden, dabey er bestehen kann: denn dieser Stand ist dem Gemeinwesen der zuträglichste, indem er es unterhält, erhält. — So sollen auch (zur Vermehrung der Bevölkerung die Heirathen und Verhinderung des Uibergangs von Vermögen zu

toden

toden Händen, wie angegeben wird) von allen An- und Auflagen die befreiten Leute, als die Mönche in den Brüderschaften, die Soldaten, die Pfaffen, die Wittwen, die gebohrnen oder durch Privilegien gemachten Adeligen und die von der Inquisition nicht befreit seyn; denn ihrer ist eine große Zahl und wovon sie befreyt werden, das muß man auf den armen, ohnedem schon zu Grund gerichteten Bauersmann laden. — Die vielfältige Gründung von Klöstern beyderley Geschlechts soll verhindert und eine Beschränkung der Religiosen gesetzt werden ꝛc." —

„Ew. Maj. haben 1613 hundert Commissarien, die man Receptores nennt, bestellt. Diese, die ihre Aemter um das Geld gekauft, diese der lieben Gerechtigkeit, allen guten Gesetzen, löblichen, alten Gebräuchen und den wohl bestellten Königreichen schädliche, böse Leute mögen Ew. Maj. um Gotteswillen abstellen und ihnen ihr ausgelegtes Geld, man nehme es, woher man wolle, wieder geben. Diese Leute sind entweder nicht fähig oder arm und Falliten oder geizig. — Alle verkaufen aber die Gerechtigkeit, beschätzen die Leute ohne Grund, verlängern die Commissionen, verwirren die Processe. Heilig ist die Abstellung dieses Uibels." — —

„Die Krankheit ist auf das allergefährlichste und mit gemeinen Arzneyen nicht zu curiren; die bitter-

bitterſten ſind dem Kranken die geſündeſten; um den Leib zu retten, muß man einen Arm abſchneiden und den eingeriſſenen Krebs mit Feuer vertreiben und mit Vernunft dem zuvorkommen, was ſonſt die Noth, wenn man nimmermehr helfen kann, gebiethet ꝛc.“

Der

Der Marquis von Sieta Ynglesias.

Keine Höhe ist unsichrer, als diejenige, welche durch der Großen Gunst erstiegen worden. Dieses bewies auch Don Rodrigo Calderon Marquis von Sieta Ynglesias.

Dieser war in der Citadelle von Antwerpen, im Castell von Antorf von armen, aber edlen Aeltern gebohren. Ein klarer Verstand, ein treffliches Gedächtniß und Gewandheit in Geschäften bahnten ihm einen Weg am Hofe. Der Herzog von Lerma nahm ihn als Knabe in sein Gefolge auf und bald zeichnete er sich in der Umgebung von diesem so aus, daß er ihm seine Geschäfte anvertraute. Ynglesias ward nun auch mit königlichen beauftragt, bis er durch die Königinn Margaretha davon entfernt ward. Nach dem Tode der leztern gelangte er zu seinem vorigen Ansehen, in dem er bis 1615 blieb, wo ihm der König abermahls die Geschäfte abnahm und ihn vom Hofe entfernen wollte. Doch verdankte er der Gunst Lerma's, daß wenigstens das Leztere unterblieb. Während seiner Dienste war Ynglesias

sias Marquis geworden, hatte ein jährliches Einkommen von etwa 80000 Dukaten, eine Million an baarem Gelde, Kleinodien, Mobilien und für seine Kinder reiche Einkünfte gewonnen, auch die Hauptmannsstelle der Teutschen Garde erhalten. Als der Herzog von Lerma sich vom Hofe wegbegab, so zog sich auch der Marquis nach Valladolid, wo er ein stattliches Haus und Kloster erbauet, zurück. Als er bemerkte, daß man ihn zur Rechenschaft ziehen wolle, so glaubte er, aus der Schlinge zu kommen, indem er auf ein ansehnliches Einkommen, das er von den Bullas gehabt, freywillig verzichtete. Auch lebte er ganz sicher und frey und ließ in seinem Hause mit Aufwand bauen. Aus dieser Sicherheit riß ihn aber die Erscheinung eines Oydors, der am 20. Februar 1619 Nachts um 9 Uhr vor ihn zu kommen verlangte. Der Marquis, der schon zu Bette lag, ließ sich durch einen Diener entschuldigen und dem Oydor wissen, er wolle ihn Morgen selbst besuchen. Allein, dieser trat bey dem Marquis ein, der ihn höflich empfing und nach seinem Begehren fragte, worauf ihm jener erwiederte: er sey für seine Person sein Diener und Knecht, im Nahmen des Königs aber vorhanden, um ihm anzuzeigen, daß er dessen Gefangener sey." „Wohlan, entgegnete der Marquis, wenn ich denn gleich fort muß, so will ich mich ankleiden und Sr. Maj. Befehl gehorchen." Nachdem er sich hierauf angezogen, bath er den

Oydor

Oydor, es möge ihm erlaubt seyn, noch seinen Vater, der mit ihm in demselben Hause wohnte, zu besuchen: „Oft — sagte ihm dieser, nach der schmerzlichen Eröffnung, oft habe ich dich ermahnet, aber es ist umsonst gewesen, darum erblicke ich hierinn Gottes besondere Schickung; thue demnach, was Dir der König gebiethet und bethe fleißig, wie ich auch für Dich bethen will." — Der Oydor führte den Marquis nun in seine Wohnung, in der er ihn die ganze Nacht hindurch verwahrte. Am 21. überantwortete er ihn auf des Königs Befehl dem Don Francisko de Andia y Razaval, ehemahligen Proveidor in Flandern. Diesen Mann hatte der Marquis vor vier Jahren aus den Niederlanden hieher gebracht und nun sah er sich in den Händen dieses auf das Aeußerste erbitterten Feindes. Der leztre brachte ihn mit einem Diener in das wohlverwahrte Schloß Montejos in Estremadura. Dem Cardinal von Lerma ward bedeutet, sich der gefänglichen Einziehung des Marquis halber durchaus ruhig zu verhalten und für ihn keinen Schritt zu thun. Der Marquis ward in so strengerer Haft gehalten, als sich das Gerücht verbreitet hatte, man gehe damit um, ihn, um Bekenntnisse zu vermeiden, zu vergiften. Daher mußte ihn immer eine Wache im Auge behalten und für die lebendige Uiberlieferung an die andre einstehen. Der Prozeß wurde drey Richtern übergeben, Männern, welche nach dem Tode der Königinn Margaretha

von

von ihren Stellen gewaltsam entfernt worden waren. Sie hatten Vollmacht, Jeden, den sie in diese Sache als schuldig verwickelt finden würden und sey er auch vom königlichen Geblüte einzuziehen und zu bestrafen, ohne es Jemand außer dem Könige selbst anzuzeigen.

Die Gattinn, die Kinder und der Vater des Marquis wurden bald darauf zehen Meilen von Madrid entfernt. Man erlaubte ihnen, ihr Heirathgut, 4000 Dukaten jährliches Einkommen, das zur Nothdurft gehörige Silber, Tapezerey und unentbehrlichen Hausbedarf mitzuführen. Gegen das Vermögen des Gefangenen wurde sonst mit der schärfsten Untersuchung verfahren. Schon hatte man wieder in Klöstern Gold, Silbergeschmeide, Kleinodien u. s. f. vergraben und versteckt gefunden; nun ward in Madrid und Valladolid öffentlich ausgerufen: „wem etwas von des Marquis Gut oder Schrift bekannt oder zu Handen sey, der habe dieses bey Verwirkung seines eignen Gutes und Lebens zu offenbaren.“ Hiedurch wurden an 3 Millionen entdeckt. Hierauf brachte man den Marquis in feste Verwahrung, 4 Meilen von Madrid und legte ihm Eisen an die Füße. Im September ward er nach Madrid geführt und erhielt hier seinen Aufenthalt in seinem eignen Hause, wo man ein Zimmer gleich einem Vogelbauer zurecht machte, so daß die Wache rings herum gehen und Alles,

was

was er vornahm, sehen konnte. Die Richter fuhren in ihrer Untersuchung täglich fort. Zwey ganze Jahre verstrichen, bis endlich das Urtheil gefällt ward. Dieses sprach den Marquis von seiner Schuld an dem Tode der Königinn und der Anklage der Zauberey frey. Dagegen wurde ihm der heimlichen Hinrichtung zweyer Alguazils auch andrer vieler peinlichen Verbrechen halber, zuerkannt: „er solle den halben Theil seiner Güter, dann 1 $\frac{1}{4}$ Million Dukaten, seine Würde, Ehrentittel, Aemter verliehren, als ein Cavallero auf einem gesattelten Maulthiere in der Stadt umher geführt, sein Verbrechen öffentlich ausgerufen und ihm auf einer auf dem Platze dazu errichteten Bühne die Gurgel abgeschnitten werden.“ Weder die Verweigerung seiner Richter, noch die Berufung an den König, nicht die Beygebung von 5 neuen Richtern, nicht die eifrigste Verwendung der Angehörigen, vermogten eine Milderung dieses harten Ausspruches zu bewirken. Ihn hörte der Unglückliche, so wie er unverrückt fest stand, unerschrocken an. Am 21. October 1621 wurde in Madrid das Urtheil vollzogen. An diesem Tage hohlten den Don Rodrigo ein Alcalde mit 60 Alguazils aus dem Gefängniße in seinem eignen Hause ab und führten ihn, in Begleitung verschiedener Mönche, auf einem Esel, gekleidet in eine lange schwarzbraune Kappe und Mantel, ein Crucifix, das er oft inbrünstig küßte, in der Hand, bis auf den großen

Platz,

Platz, wo die Blutbühne errichtet war. Als er hier eintraf, blickte er auf die dichte Menge. „Ich habe mich, sagte er, oft anders auf diesem Platze gesehen, aber nur zum Sündigen und zum Verderben meiner Seele, nun bin ich aber, Dank sey es Gott! zu meinem Heile hier!“ — Bey seinem schönen Anstande schwang er, im Aeußern unerschrocken, den Mantel und endete ohne das mindeste sichtbare Zeichen der Feigheit.

Sonderbares Schicksal einer Schildwache.

Als die mit dem König von Ungarn, Ferdinand, vermählte Infantinn Donna Maria auf den Venetianischen Galeeren nach Triest eingeschifft werden sollte, von Seite ihres Gefolges aber, bey dem sich der Herzog von Alba befand, unter dem Vorwande der in Italien herrschenden Seuche und der Gefahr für die Gesundheit eine Zögerung veranlaßt werden wollte, verwahrte sich der Graf Franz Chr. v. Khevenhiller, der beauftragt war, die königliche Prinzessinn aus den Händen des Herzogs von Alba diesseits des Meeres zu empfangen, gegen jeden Aufschub auf das Ernstlichste und that zur Beschleunigung der Reise diejenigen Schritte, zu welchen er von dem Könige ausdrücklich beauftragt war. Die Königinn entschloß sich hierauf, sich einzuschiffen, und eben so war der Kardinal von Sevilla festen Sinnes, es möge nun der Herzog von Alba mitreisen oder nicht, nach Triest überzusetzen. Der leztre erreichte jedoch das Ziel nicht: denn als in der Wohnung der Königinn zu Ankona ein Feuer auskam, so daß man diese in ihrem Sessel retten mußte,

mußte, war der Cardinal bloß in seidnen Strümpfen und Pantoffeln herbeygelaufen und hatte sich dadurch so verkältet, daß er von einem Steckcatarrh am 3. Tage weggerafft wurde. Noch ehe er seinen Geist aufgegeben, hatten sich die päpstlichen Minister und seine Freunde um ihre Ansprüche gezankt, so daß sogar an dem Bette, worinn er starb, der Vorhang herunter gerissen ward. Nach dem Tode des Kardinals war nun auch Alba zur Mitreise nach Triest bereit, um dort die Uibergabe der Königinn an den Erzherzog Leopold, den Bruder ihres Gemahles selbst zu verrichten. Da die Deputirten, welche man abgeordnet hatte, sich von der Gesundheit der Schiffe zu überzeugen, Alles im beßten Zustande gefunden, so ließ Graf Khevenhiller, wie er sich früher erklärte, um desto mehr Muth zu erwecken, zuerst seine ganze Mannschaft einschiffen und voran nach Triest abgehen. Als er aber am andern Tage über die aufgerichtete Brücke wieder zurückgehen wollte, schrie ihm die Schildwache zu: „Er solle innhalten: denn der Gesundheits-Aufseher, Hr. Matthäo, habe befohlen, keinen Menschen von den Schiffen in die Stadt zu lassen, sondern auf jeden Feuer zu geben.“ Da die Königinn dieses aus dem Fenster beobachtete, so befahl sie ihrem Beichtvater, er möge sich doch, um Ungelegenheiten zu verhüthen, gleich auf den Weg machen. Inzwischen war der Graf auf die Schildwache zugelaufen, hatte sie von der Brücke in das Meer hinunter geworfen und war

ohne

ohne von der Hauptwache gehindert zu werden, in den Pallast der Königinn gelangt. Hier beklagte er sich nun höchlich über Matthäo, der sich aber damit entschuldigte: „es sey nur auf gemeine Leute und nicht auf den kaiserlichen Gesandten angesehen gewesen, weshalb er auch sehr um Verzeihung bath.“ Allein der Erfolg bewies das Gegentheil: „denn es war in der ganzen Stadt anbefohlen worden, jedes Haus solle für verdächtig gehalten werden, welches den Grafen oder seine Leute einlasse.“ Dieser ließ daher seine Bagage zu Schiffe bringen, wo er anch seinen Aufenthalt nahm. Die Wache, die er in das Meer geworfen, ward von einem kleinen Schiffe aufgefangen und auf die für die Königinn bestimmten Fahrzeuge gerettet, wo sie, weil man sie nicht mehr in die Stadt einließ, Dienste nahm.

König Franz I. in der Gefangenschaft
und
Karl V.

Als Franz I., König von Frankreich, in der Schlacht von Pavia in die äußerste Gefahr gerathen, und Diego Dav·la, weil er nicht um Gnade bath, schon im Begriffe war, ihn zu töden, eilte einer, von des Herzogs Bourbon Mannschaft, mit dem rettenden Rufe herbey: „halt ein, es ist der König!" — Sogleich wurde dem in der Nähe befindlichen Herzoge Nachricht gegeben. Dieser, überrascht durch die Bothschaft, gab dem Pferde freudig die Sporen und erschien vor dem Könige. Ehrerbiethig ließ er sich, den Degen zu empfangen, auf ein Kniee nieder. „Ich sterbe lieber, sagte Franz, als daß ich meinen Degen einem Verräther überliefere." Dieses ergriff den Connetable: „Sire! — sagte er — hätten Sie mir glauben wollen, so würden Sie Sich nicht in dieser Lage befinden und das Blut des Französischen Adels haben ersparen können." Mit einem Seufzer antwortete der König: „Geduld! mein Glück ist mir ungetreu geworden!" Dann

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

wendete er sich zu Don Diego Davila und verlangte nach dem Vicekönig Launoy, als dessen Gefangenen er sich erklärte. Dieser stieg in einer Entfernung von 50 Schritten ehrerbiethig vom Pferde. Als er den König erreicht hatte, sagte ihm Franz in Italischer Sprache, die er gleich der seines Landes redete: „Hier ist ein königlicher Degen, welcher der Achtung vollkommen würdig ist: denn er hat, ehe er weggegeben, von Eurem Blute Vieles vergossen; ich bin Euer Gefangener durch Unglück, nicht durch Zaghaftigkeit!“ Launoy empfing den Degen knieend und reichte, nachdem er dem Könige die Hand geküßt, den seinigen mit den Worten: „Geruhen Ew Majestät diesen meinen Degen zu empfangen, welcher so Vieler der Ihrigen geschont hat: denn einem kaiserlichen Diener gebührt nicht, auch einen Gefangenen König waffenlos vor sich zu sehen.“ Inzwischen waren mehrere Offiziere herbey gekommen und führten den König in sein Gezelt; da es regnete, bath sie dieser, sich zu bedecken, sie behielten aber immer ihr Haupt entblößt. Im Gezelte wurden seine Wunden verbunden. Pescara, der Franzens Bagage, seine Rüstung und Kleider erbeutet hatte, hatte Befehl ertheilt, ihm Alles zurückzugeben; der König vertheilte aber, nach Wechslung der Kleider, Alles bis auf das Hemde unter die Vornehmsten; gab insbesondere Pescara seinen Sattel, Zaum und Pistolen, für die er sehr besorgt gewesen war. Abends hielt er offne Tafel und wurde von vielen Spa-

nischen,

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

nischen, Italischen und Teutschen Standesperso=nen bedient; der Herzog von Bourbon hielt ihm das Handbecken, Du Guast goß das Wasser auf, Launoy reichte das Handtuch und der König allein war bedeckt. Er ersuchte sie, sich mit ihm zur Tafel zu setzen und ruhte auch nicht eher, bis sie seiner Einladung folgten. Hierauf ward er nach Pizzighetone in Verwahrung gebracht. Den ganzen fernern Verlauf seiner Gefangenschaft zu berichten, wäre ermüdend; nur das Bedeutsamere aus dem Zeitumfange derselben mag hier seine Stelle finden:

„Da der König selbst inständig darum nachsuchte, so brachte man ihn nach Spanien. Karl V. aber wollte ihn, auf die erste Nachricht, nicht in Madrid wissen, sondern ihn in ein Schloß bey Valencia, den Aufenthaltsort der Arragonischen Staatsgefangenen führen lassen. Launoy sezte es aber durch, daß er in die Hauptstadt kam, wo er zuweilen, unter hinreichender Bedeckung, auf einem Maulesel ausreiten durfte. Inzwischen hatte Karl, um den Besuch seines hohen Gefangenen zu umgehen, Spaniens Stände nach Toledo berufen. Mit bitterm Gefühle sah sich Frankreich's König in seiner Erwartung einer Zusammenkunft mit Karln getäuscht, ja er wurde so niedergeschlagen, daß er fast immer wortlos und in sich verschloßen umherging, über der Tafel keinen seiner Diener ansprach, auch wenig Speise genoß. Endlich befiel ihn ein bedenkli-

ches Fieber, während dessen er oft sagte: „Der Kaiser werde das Vergnügen haben, ihn in seiner Gefangenschaft zu töden, ohne seinen Anblick genossen zu haben." — Karl, von dem Zustande Franzens unterrichtet und in Gefahr, die Frucht seines Sieges zu verliehren, eilte von Toledo nach Madrid. Hier beschritt er das Zimmer seines Gefangenen und nahm gleich im Eintreten den Huth ab, was der König mit seiner Nachtmütze erwiederte. Mit schwacher, fast weinender Stimme sagte Franz: „Ich bin hier als Ew. Maj. Gefangener und in Ihren Händen, mit der Bitte nicht sowohl um meine Freyheit als mein Leben." Der Kaiser versezte: „er sey nicht sein Gefangener, sondern sein Freund und Bruder, wie er denn persönlich keine andre Absicht habe, als die, ihm Leben und Freyheit zu erhalten." Dann umfing er den König und sezte ihm die Mütze selbst wieder auf. Am andern Tage besuchte Karl den König noch einmahl, unterredete sich mit ihm bey einer halben Stunde und versprach bey dem Abschiede, Franz, nach geendigtem Reichstage öfter zu sehen. Dieser Besuch, die Aufmerksamkeit der Königinn Leonore und die Gegenwart Launoy's stellten die Gesundheit des noch jugendlichen Königs wieder her. Im Jahr 1526 endlich kam es mit Karl V. zu einem Frieden, der Franz seine Freyheit zurückgab. Ihn beschwor der König auf das offne Evangelienbuch, das ihm der Erzbischof von Toledo vorhielt, mit aufgelegten Fingern, so wie bey dem

kurz

kurz vorher genoßnen Leib seines Heilandes und eben so ward von Karls Seite der Gegeneid geleistet. Dann ersuchte Lannoy Franzen, wie es dem allerchristlichsten Könige und Fürsten gezieme, sich binnen 6 Monathen im Falle der Nichterfüllung zu stellen; der König sagte mit freudiger Miene und lauter Stimme zu, Alles zu halten.“

Als Karl zu Toledo inne geworden, daß seine Absichten erreicht seyen, schickte er den beschwornen Frieden an seinen Gesandten in Frankreich, damit ihn dieser vom Könige nach seiner Nachhausekunft noch einmahl beschwören ließe.

Unmittelbar nach diesem Vergleiche kam die Vermählung zwischen Franz und Eleonore, des Kaisers Schwester, zu Stande und nun wohnten Karl und Franz nicht bloß unter einem Dache, unter welchem dem König von Frankreich die schönsten Zimmer eingeräumt wurden, sondern beyde schienen auch sogar auf vertraulichem Fuße zu stehen. Oft unterredeten sie sich insgeheim. Die zwey Fürsten ließen sich sogar in derselben Sänfte nach Illescas nach Torrejo de Velasco tragen. An diesem Orte gab Karl Franzen den Orden des goldnen Vließes zurück, den der leztre in der Schlacht bey Pavia verlohren und für den der Kaiser dem Finder, Johann von Rubera, 400 Dukaten gegeben hatte. Ehe noch beyde Monarchen an einem Kreuzwege, an dem ein hölzernes Kreuz stand, schieden, versprach Franz,

aufge-

aufgefordert vom Kaiser, bey seiner Ehre, seinem Worte nachzukommen, dann zogen beyde die Hüthe, und Franz brach nach Madrid auf, um von da nach Fuentarabia zu reisen, Karl nach Toledo. Franz ward wortbrüchig, so ritterliche Tugend ihn auch sonst schmückte.

II.

Daß Franz der Stimme seines Vaterlandes und nicht niedrer Leidenschaft gefolgt war, als er den Frieden von Madrid gebrochen, bewies er als widriges Wetter 1538 Karln zwang, an Frankreichs südlicher Küste zu landen. Der Kaiser sah sich gezwungen, bey Aigues-Mortes einen Zufluchtsort zu suchen. Kaum wußte ihn der König von Frankreich hier, so erschien er, von dem Cardinal von Lothringen und 12 seiner vornehmsten Beamten umgeben, an dem Fahrzeuge des Kaisers, der ihm an der Schiffstreppe entgegen kam und ihn auf das Liebreichste umarmte. Dasselbe that der König mit den Worten: „Mein Herr Bruder! Sie sehen mich nun zum zweyten Mahl als Ihren Gefangenen.“ „Nein, mein Herr Bruder! fiel ihm der Kaiser in das Wort — Sie sind nie mein Gefangener gewesen, ausgenommen in meinem Herzen, welches so ganz das Ihrige ist, als ich wünschte, daß das Ihrige das meinige wäre.“ In Marseille selbst fand Karl die freundschaftlichste Aufnahme.

nahme. Dieser Empfang gab Karln den Muth, später die Durchreise durch Frankreich zu verlangen.

III.

Als die Unruhen in den Niederlanden Karln 1539 dahin riefen, so war der kürzeste Weg durch Frankreich. Aber welche Gefahr, durch das Reich eines Königes zu reisen, mit dem er in so heftiger Fehde gelegen und dem als seinem Gefangenen er so hart mitgespielt hatte? Doch, Franz hatte sich zu Aigues-Mortes ritterlich bewiesen und die Umstände gebothen; auch hatte Karl eine Lockspeise in dem Versprechen, den König oder einen seiner Söhne mit Mailand zu belehnen, nur wollte er für die Erfüllung desselben erst nachdem er Frankreichs Boden verlassen, einen entscheidenden Schritt thun. Der König vermogte es nicht, Karln treulichen Durchzug zu versagen und der Connetable von Montmorency blieb standhaft dabey, dem Kaiser das Wort, das man ihm gegeben, zu halten, als man, es zu brechen, in den König dringen wollte. Die Herzoginn von Etampes, die über Franzens Herz geboth, glaubte auch, der König dürfe eine so schöne Gelegenheit, sich Genugthuung zu verschaffen, nicht versäumen. Sie gewann den Kaiser auf eine sehr feine Weise. An dem Abend, an dem er ihrer Gesinnungen versichert worden war, zog er, als man eben im Begriffe war,

war, sich zur Tafel zu setzen, seine Handschuhe aus, um die Hände zu waschen und ließ, als sey es absichtlos, einen prächtigen Ring von seinem Finger auf die Erde fallen. Sogleich hob ihn die Herzoginn auf und reichte ihn dem Kaiser mit einer tiefen Verbeugung dar. „Ich werde, sagte Karl, ihn nicht zurücknehmen: denn ich sehe wohl, daß er seinen Herrn ändern will, ich bitte daher, daß Sie ihn behalten!“ Die Herzoginn war damit gewonnen. — Bey der Abreise von Paris begleitete Franz seinen Gast auf eine kurze Strecke und erinnerte ihn im Scheiden an sein Versprechen. Karl, indem er den Fuß in den Steigbügel sezte, versicherte: „der König werde bald die Wirkungen sehen.“ Der König mußte aber sein allzu großes Vertrauen bereuen. Mag man auch einwenden können, daß er den Madrider Vertrag gebrochen habe, so war er, als er jenen schloß, in Feindes Gewalt, aber dießmahl hatte er zu einem Fürsten, gegen den er einen nicht ungerechten Groll trug, ein freyes und wahrhaft ritterliches Vertrauen bewiesen, welches zu erwiedern, dieser schon auf seiner Durchreise nicht geneigt war: denn immer zeigte er sich sorglich und verlegen, besonders seit der junge Herzog von Orleans einmahl im jugendlichen Scherze hinten auf sein Pferd gesprungen war, ihn umfaßt und gerufen hatte: „Nun sind Ew Maj. mein Gefangener!“ Erst als Karl Flanderns Boden betreten hatte, ward seine Miene wieder offen und heitrer.

Kaiser

Kaiser Rudolph's II. Heiraths-Geschichte.

Im Jahre 1579 wurde eine Heirath des Kaisers Rudolph des II. mit der Spanischen Infantinn, Donna Isabella, durch Maria, die Kaiserinn Mutter eingeleitet. Der Graf Khevenhiller mußte zu dem Ende König Philipp ein Schreiben in einer besondern Audienz übergeben. Er erhielt auf dieses eine Hoffnung gewährende Antwort und Maria selbst schickte sich, der Sache noch mehr Nachdruck zu geben, zu einer Reise nach Spanien an. Wirklich machte sie sich auch im Jahr 1581 dahin auf den Weg. König Philipp war eben in Portugall beschäftigt und bath daher seine Schwester, die Kaiserinn, von Madrid sich zu ihm zu verfügen. Sie brach daher in Begleitung des Grafen Khevenhiller auf. Ob es ihr nun gleich gelang, die Heirath ihres Sohnes mit der Infantinn glücklich zu Stande zu bringen, so zögerte doch Rudolph, so großen Antheil er zuvor an der Angelegenheit bezeigte, mit einer entscheidenden Erklärung. Noch im 3. Jahre war von ihm die erforderliche Vollmacht nicht ertheilt, auch auf alle schriftliche Ermahnungen

der Kaiserinn sowohl als des Grafen Khevenhiller keine genügende Antwort erfolgt, so daß der König auf den Gedanken kam, über seine Tochter weiter zu verfügen. Khevenhiller ersuchte daher die Erzherzoge Ernst, Ferdinand in Tirol und Karl, im Nahmen der Kaiserinn, Rudolph zu einer Erklärung zu bewegen. „Seine Zögerung könnte Veranlassung seyn, daß, wo nicht die ganze Monarchie, doch wenigstens die Burgundischen Länder vom Erzhause und einem fremden zugewendet, die Römische Krone erschüttert, die Spanische und Teutsche Linie des Erzhauses und ihre Macht zertheilt, ihr Ansehen verkleinert und sie zum Spott und Raub ihrer Feinde würden. Wenn daher Rudolph sich zur Heirath nicht entschlöße, sollte der Erzherzog Ernst durch Dazwischenkunft des Kaisers die Infantinn mit den Nieder- und Burgundischen Landen und zugleich die Römische Krone zu erhalten suchen." Auf diese Aeußerungen berieth sich der Erzherzog Ernst, wie man ihm nahe gelegt hatte, mit Harrach und Dietrichstein und brachte dann die Sache unmittelbar bey dem Kaiser an; allein, obgleich dieser seine Neigung für die Infantinn wiederhohlt erklärte, so war er doch zu keinem festen Schritte zu bringen. Die Schuld hievon trug sein damahliger Vertrauter, Freyherr Wolf Rumpf. Dieser kaiserliche geheime Rath und Oberstkämmerer verleitete Rudolph zu allerhand Liebhabereyen, durch die er ihn den Geschäften entzog, sich selbst aber einen großen Spielraum öffnete.

öffnete. Da nun die anhaltende Unschlüßigkeit des Kaisers, der Mutter desselben höchst empfindlich fiel, so veranlaßte sie den Grafen Khevenhiller, an Rudolph ein sehr bewegliches Schreiben zu erlaßen. Es enthält dieses Aeußerungen, welchen zarte Gemüther ihre Theilnahme nicht versagen werden: „Die Kaiserinn heißt es darinn, habe als treue Frau und Mutter auf das Höchste empfunden und mit Verwunderung gesehen, wie Seine Majestät nach fast dritthalbjährigem Aufschub ihrer Heirath halber, keine schließliche Antwort gegeben, da doch Sr. Majestät unverborgen, wie Alles, was in dieser Sache betrieben und verhandelt worden, mit Ihrem Vorwissen und Willen geschehen; es dünkten der Kaiserinn die von Sr. Majestät angeführten Ursachen, warum das Werk bisher ausgesezt geblieben, nicht so erheblich zu seyn, um eine so wichtige Angelegenheit, als die Verheirathung mit des Königs ältester Tochter aufhalten zu können; es schmerze die Kaiserinn als Mutter, daß sie den Kaiser in seinem Entschluße hierinn so schwankend finde und sie besorge allein daher, daß er seine Anliegen nicht mit verständigen und treuen Räthen oder mit solchen, denen es an Einsicht mangle oder die nicht sein und des Erzhauses Beßtes bedenken, theile. Deshalb bäthen und ermahnten sie ihn mütterlich, Se. Majestät möchten selbst nach verständiger und christlicher Beherzigung keinen Kleinmuth zeigen, sie bäthen ihn, er möge eingedenk seyn, daß er der Enkel des

Kaisers

Kaisers Karl und der Sohn des Kaisers Maximilian sey; auch diesen hätte es nicht an schweren Verwicklungen gefehlt, wie es denn im Teutschen Kriege daran gewesen, daß man den Kaiser vertrieben und wie ihn denn der Kurfürst Moriz von Insbruck weggesprengt habe; wiewohl der Kaiser das Eine und Andre tief empfunden, habe er doch nie Kleinmuth gezeigt, sondern sich vielmehr seiner Schwachheit und seines Unvermögens ungeachtet, starkmüthig bewiesen, so daß seine Feinde kein Herz zu fassen vermocht. Die Kaiserinn gebe Sr. Majestät wohl zu bedenken, daß der Mensch nicht mehr gelte, als er sich selbst schätze, und daß, laße er sich einmahl fallen, er nimmermehr aufstehen könne, daraus folge, daß Jeder die Achtung für ihn aufgebe. Bittere Gefühle regten sich im Gemüthe der Kaiserinn bey dem Gedanken: es könne diese Jemand gegen ihren Sohn, gegen einen Abkömmling des Erzhauses verliehren; daher hoffe sie, Rudolph werde hiezu keine Ursache und Veranlassung geben, stünden auch die Sachen im Römischen Reiche und in andern Reichen nicht auf solchem Fuße, als es seyn sollte und man wünschte, so sey es doch auch nicht dahin gediehen, daß man bey Ergreifung der rechten Mittel und Vollziehung reiflichen Rathes, wenn auch nicht gänzlich, doch zum Theil wenigstens nicht abhelfen könne: denn Sr. Majestät wüßten wohl, daß so lange man in der Welt lebte, es nicht an Unfällen fehle; darum gebe Gott Verstand und Kraft, diesen

entgegen

entgegen zu streben. Er habe Se. Majestät mit Vernunft und Gemüth gesegnet, darum sollten Sie im Geiste Ihrer Vordern wirken, welche, indem sie dem Ungemache sich standhaft entgegen gestellt, dasselbe überwunden, da hingegen diejenigen, welche den Muth verlohren, auch die Liebe ihrer Unterthanen und die allgemeine Achtung verscherzt und dem zu Folge Land und Leute, ja wohl das Leben selbst verlohren. Sollte — was Gott verhüthen wolle — ein so trauriges Geschick Ihr Reich einzubüßen, eintreffen: wer könnte Sie sichrer in Ihren vorigen Stand setzen, als eben dieser König, der eher seine Reiche und Länder, als seine liebe, mit so herrlichen Tugenden geschmückte Tochter, an die sich fast die ganze Erbfolge der Spanischen Monarchie knüpfte, aufopfern würde. ꝛc."

Diesem Schreiben waren noch mehrere Beweggründe beygefügt, welche Rudolphs Entschluß bestimmen sollten. Der leztre blieb nicht ungerührt; Khevenhiller hatte sich am Ende seines Schreibens entschuldigt, wenn ihn sein Eifer etwa zu weit geführt, Rudolph anerkannte aber seine Aufrichtigkeit und anerboth sich, sich nächstens zu entscheiden; hievon möge man auch den König unterrichten. Ungerne ließ sich dieser den neuen Aufschub gefallen. Einige Monathe später beauftragte der Kaiser den Grafen Khevenhiller, ihm über die Infantinn vertrautere Mittheilungen zu machen. Die Kaiserinn hatte ihm

schon

schon melden lassen: die Infantinn sey an Gestalt, Tugend und Jahren so vollkommen, daß sie darüber Freude fühlte: denn sie sey versichert, Se. Majestät würden in frohen und dunklen Zeiten, an ihr eine treue Gefährtinn haben. Khevenhiller äußerte sich: der Geschmack sey verschieden, aber der allgemeine Ruf, dem auch er hierinn beypflichte, bestätige, ihrer Person und ihren Eigenschaften nach gleiche gegenwärtig der Infantinn Niemand weder an Würde, noch an Verstand, Schönheit, edler Denkweise. ꝛc.

Auch diese Bemühungen, Rudolph zu einem Entschlusse zu bringen, waren umsonst. Zwar versprach der Kaiser 1589 auf einen in dieser Sache an ihn eigends abgesendeten geheimen Courier im November, binnen 4 Monathen seine endliche Erklärung zu geben, als aber weder die Kaiserinn noch der Graf diese Antwort dem Könige vorzubringen geneigt waren, stellte Khevenhiller Rudolph noch einmahl vor: „der König von Spanien sey bereits erschöpft und alt, die Infantinn in solchen Jahren, welche keinen Aufschub der Heirath gestatteten, besonders weil die jüngere Savoyische Prinzessinn schon einige Söhne habe, so daß wenn Philipps Prinz stürbe und die ältere Tochter unverheirathet bliebe, oder ein andres Geschick hätte, diese schönen Reiche und Lande von dem Erzhause losgerissen würden. Schon gehe der Prinz Spaniens in das 12. Jahr und es sey nothwendig, ihn von den Weibern zu

nehmen

nehmen und ihm einen eignen Hof zu errichten, was vor Unterbringung der Infantinn nicht wohl geschehen könne. Man habe zwar Sr. Majestät beygebracht, die Sennora Infanta habe einige Zeit her am Leibe stark zugenommen, kein Wunder! denn das Nähmliche habe man auch zu Madrid vorgegeben und erdacht. Er habe aber im Eskurial desfalls Beobachtung einziehen können, doch durchaus keinen Unterschied befunden: Ihro Durchlaucht wären von Natur ein starkes, nicht zartes Frauenzimmer ohne angebrachte Künsteley; er wolle eben nicht sagen, glauben oder bestätigen, daß sie die schönste auf der Erde, daß sie aber ungeschaffen sey, könne Niemand behaupten. rc." Khevenhiller trug nun, nach dieser eben nicht sehr erbaulichen Einleituug, noch jene Gründe der Nothwendigkeit vor, die bey Fürsten die zarten Gefühle ausschliessen. Sagte doch schon ein früherer Schriftsteller von solchen Ehen (Barclay in der Argenis) Privatpersonen kömmt es zu, ihre Heirathen nach der Neigung der Freundschaft und der Uibereinstimmung der Sitten zu schließen; wir aber müßen auf diese Süßigkeit verzichten: denn es gehört zum Geschick der Könige, daß sie sich oft Unwürdigen und Verhaßten durch die heiligsten Bande vermählen, daß die Rechte aller Lande, jede Liebe des Geblütes eine unmenschliche Nothwendigkeit beseitigt. Derjenige pflegt der Geliebteste zu seyn, welcher durch vorherrschende Nützlichkeit unsre Macht nährt und diejenigen Ver-

wand-

wandschaften werden für die Trefflichsten gehalten, durch die ein Reich fest stehet.

Da Rudolph auch nach Verlauf der von ihm bestimmten Zeit keinen entscheidenden Schritt that, gerieth die Kaiserinn in die höchste Bekümmerniß, so daß sie den Grafen Khevenhiller am 24. May 1590 zu sich vor das Bett rufen ließ, damit dieser nochmahls in den Kaiser dringe. Rudolph begehrte einen neuen Aufschub bis zu Ende des Jahres 1591.; eine Frist die Khevenhiller vom Könige mit Mühe zugestanden erhielt. Eilf ganze Jahre war diese Heiraths-Angelegenheit im Schweben, als Philipp endlich auf eine feste Erklärung drang: „ob der Kaiser die Verbindung vollziehen wolle oder nicht?" Da dieser in seiner Unschlüßigkeit blieb, der Spanische Prinz schwächlicher Natur war und die Infantinn schon in das 31. Jahr ging, sich demnach für Savoyen die Möglichkeit der Nachfolge in der Monarchie zeigte, so bestimmte der König von Spanien seine Tochter dem Erzherzog Albrecht von Oestreich.

Aus Kaiser Ferdinands II. Leben.

Wenn Kaiser Ferdinand II. des Morgens frühe aufwachte, fieng er, nach Anrufung der Dreyfaltigkeit, den Tag mit einem kurzen Lateinischen Gebethe an, zwischen das er eine andächtige Betrachtung einflocht. Nachdem er aufgestanden, brachte er, ehe er sich ankleiden lassen, eine ganze Stunde im Gebethe nnd der Andacht vor einem Altare in seinem Schlafgemache zu. Er beschloß diese mit 7 Vaterunsern und eben so vielen Englischen Grüßen, die er mit ausgespannten Armen vor dem Bildniß des heil. Ignatius sprach. Dann küßte er die Erde, zu Ehren der 5 heiligen Wunden Christi fünfmahl. Nachdem er angekleidet gewesen, hörte er nach einander 2 Messen und nach der 2ten bethete er unsrer lieben Frau zu Loretto Litaney, die der Priester vorsprach, ausgenommen, wenn sie in der Kirche selbst musicirt ward. Unter Tags brachte er abermahls eine halbe Stunde im Gebethe und in der Selbsterforschung zu; auch auf der Jagd und während der Rayher-Beitze pflegte er frommer Betrachtungen. Ehe er sich zur Ruhe begab, bethete er wenigstens eine halbe Stunde, erforschte sein Gewissen

und bereitete sich zum Tode, als wenn er diese Nacht sterben sollte. Zu dem Ende sprach er ein Gebeth zur Jungfrau Maria und seinem Schutzengel um ein seliges Ende mit dem Glaubensbekenntniß aus dem Ribadeneira, den er täglich zur Hand hatte. Er hatte sich auch an allerley kleine Gebethe gewöhnt. So rief er, wenn er um Mitternacht aufwachte: „Maria, Du Mutter der Gnaden, Du Mutter der Barmherzigkeit, beschütze Du uns vor dem Feind und nimm uns auf in der Stunde des Todes, erzeige Dich als eine Mutter u. dgl. m.“

In Besuchung des Gottesdienstes war er höchst eifrig. Es trug sich manchmahls zu, daß er Sonnabends wohl 4 Meilen von der Stadt war, aber die Pferde jagen ließ, nur um zur ersten Vesper zu kommen. Erinnerte ihn der Oberststallmeister, die Pferde würden zu Grunde gehen, so antwortete er: „Laßt sie verrecken, wenn wir nur zur Vesper kommen, es wird nicht an andern mangeln, die uns ziehen!“ —

In ganz Oestreich, in Ungarn, Steyer, Kärnthen, Krain, Böhmen, war keine Brüderschaft der Jungfrau Maria, in die der Kaiser nicht eingeschrieben war; diese Gnade theilten auch andre in fernen Landen befindlichen Brüderschaften. In wichtigen Fällen verlobte er sich fast immer zu einer Kirchfahrt oder zu einem ansehnlichen Geschenk, um die Hilfe der Mutter Gottes zu erhalten. In den 20 Jahren, in

welchen

welchen er sich in Krieg verwickelt sah, übergab er immer das oberste Commando über sein Kriegsheer der Jungfrau Maria, deren Bild man auch in den Hauptfahnen sah. Sie nannte er in täglichen Reden, auch im Schreiben an seine ersten Befehlshaber seine Generalissima.

Der Altar in seiner Schlafkammer war über und über mit Reliquien geziert, die er entweder von seinen Voraltern ererbt oder sich sonst verschafft hatte. Morgens vor dem Gebeth küßte er diese Heiligthümer und machte damit das Kreuz für sich. Bey Tage hatte er immer an seinem Halse, Nachts an dem Bettstollen ein Reliquien-Kästgen mit einem Agnus dei hängen. Eine besondre andächtige Verehrung hatte er zu dem H. Johannes, dem Täufer, den Apostelfürsten, Peter und Paulus, dem heiligen Antonius von Padua, dem H. Augustin, dem H. Franziscus, dem H. Ignatius und der H. Theresia. In Augsburg und anderwärts äußerte er sich oft, er habe dem heiligen Ignatius sich und alles Seinige insbesondre befohlen. Seine Ehrerbiethung gegen die Priesterschaft hatte keine Grenzen.

Nach Sitte seines Hauses war er auch in körperlichen Bußübungen strenge und geißelte sich bis auf das Blut. Bekannt ist, daß damahls am Charfreytage bey dem feyerlichen Umzuge die eckelhaften Zerfleischungen der Büßer üblich waren. Ferdinand sagte, indem er sah, wie Mehrere sich auf das Aergste mishandelten: „er

beneide sie um die Freyheit, sich ungehindert zu geiseln, er habe oft ein Verlangen getragen, ja selbst Gelegenheit gesucht, sich unter sie zu mischen, es habe ihm aber nie gelingen wollen!" — Am Mittwoch, Donnerstag und Freytag in der Charwoche, ließ er sich besonders das Fasten, Geiseln, härene Kleider, Wachen, langes Bethen und Lesen geistlicher Bücher angelegen seyn.

Den Jesuiten-Orden schäzte er über Alles. Wäre ich gegenwärtig, sagte er — so frey als meine Brüder, so würde ich ohne Weiteres ein Jesuit. Mehr als einmahl nannte er diese geistliche Gesellschaft seine Mutter.

Hinc illae lacrymae! —

Aus

Aus Kaiser Leopolds I. Leben.

Kaiser Leopold I. war in seiner Kleidung nicht verschwenderisch, aber er liebte die Pracht. Er hatte Hofkleider für die gewöhnliche Tracht, Gala- und Trauer- und Campagne-Kleider, wenn er 7 bis 8 Monathe auf den drey Lusthäusern zubrachte. Es ist ohne Abbildung nutzlos, in eine noch so ausführliche Schilderung des Costüms einzugehen; nur das ganz Hervorspringende läßt sich auch mit einiger Klarheit bezeichnen. Bey der sogenannten goldnen Gala erschien Alles im goldenen Kleide; der Kaiser in einem Habit ganz von Drap d'Or mit Futter von dem nähmlichen, prächtigen Stoffe, über und über mit Spitzen geziert, welche an dem Mantel bis fast an die Schultern etwas übereinander gesezt waren. Eben so trugen sich alle Cavaliere. Man hieß dieses al imperiale. Das goldne Bließ, reich mit Edelgesteinen besezt, bildete bey dem Kaiser ein prächtiges Bruststück. Uiberhaupt hatte Leopold gerne viele Edelgesteine an sich. — Begab er sich auch nur aus der Favorite in die Stadt, so geschah es mit vollem Gefolge, unter Trompeten- und Paukenschall und Begleitung der Hatschier

schier zu Pferde. In der Stadt wurden alle Glocken geläutet, vorzüglich wenn er eine Kirche besuchte, als wenn er lange nicht da gewesen wäre. War er auch in der Hauptstadt und verfügte sich nur in eine Kirche der Vorstadt, so geschah es gleichfalls unter Trompeten und Paukenschall und Begleitung der berittenen Hatschire. Begab er sich aus der Burg in eine Kirche, so umgaben ihn auf beyden Seiten der Kutsche die Trabanten und Hatschiere zu Fuß, und hinter dem Zug kam eine Compagnie Musketiere von der Stadtgarde, welche in dem Kloster, in dem der Kaiser speißte, die Wache hielt und ihn dann rückbegleitete. Ritt er in der Stadt wohin, so sassen alle Cavaliere zu Pferde, den Sattel ohne Pistolen. Eine solche Cavalcade gewährte einen vortrefflichen Anblick, vorzüglich, wenn goldne Gala war und die Cavaliere mit ganz goldnem Mantel zu Pferde sassen. Der Anblick blendete dann die Augen der Zuseher.

Die Menge der Kleider des Kaisers war überaus groß; doch kannte er alle so wohl, daß, wenn er aufstund, er befahl, ihm dieses oder jenes anzuziehen, wenn er es auch 2 Jahre nicht getragen.

An der Tafel Leopolds herrschte kein übertriebener Aufwand. Er aß stark und ertheilte selbst den Befehl an die Edelknaben, wenn ein neues Gericht sollte aufgetragen werden. Vorzüglich liebte er Gebackenes, welches oft seine

ganze

ganze Mahlzeit ausmachte. Manchmahl pflegte die Kaiserinn in ihrer besondern Küche ihrem Gemahl mit eigner Hand 2—3 Gerichte zuzubereiten, welche seinem Geschmacke zusagten. Im Trinken war Leopold so mäßig, daß man von ihm rühmen konnte, er habe darinn nie zu Viel gethan. Meistens trank er nur fünfmahl bey Tische, Anfangs bloß Wasser, dann bloßen Wein.

Johannes Zamoyski.

Dieser große Mensch, klug in der Rathsversammlung, trefflich als Soldat, glücklich als Feldherr, ward am 19. März 1542 gebohren. Sein Vater war Stanislaus Zamoyski, Kastellan zu Chelensky und Hauptmann von Belotz, seine Mutter aus einem alten Geschlechte. Nachdem er seinen ersten Unterricht von dem Gymnasiarchen in Crasnolow, Albrecht Ostrolowski, erhalten hatte, wurde er mit etwas reiferen Jahren an den Französischen Hof geschickt, wo er einige Zeit bey dem Dauphin Franz die Stelle eines Edelknaben bekleidete. Das Gefühl einer höheren Bestimmung ließ ihn bald Freude an wissenschaftlichen Beschäftigungen finden; er genoß auf der hohen Schule von Paris den Unterricht von Adrian Tunesbus und Dionys. Lambinus und bildete sich hierauf in Padua vorzüglich unter Karl Sigonius in der Rechtsgelehrsamkeit aus.

Seinem Vaterlande zurückgegeben, sah er sich bald in eine ehrenvolle Laufbahn eingewiesen. König Sigismund August gab ihm eine Stelle in der Reichskanzley, übertrug ihm die Ordnung des

des königlichen Archivs und der Registratur, machte ihn auch nach seines Vaters Absterben zum Hauptmann von Belotz. Nach dem Tode dieses Königes stieg das Ansehen von Zamoyski bey der Wahl eines neuen. Der Kastellan von Biecz, Stanislaus Suffraniecki, evangelischen Bekentnisses, war ein Bewerber um die Krone. Zamoyski, um ihn auszuschliessen, drang daher als das Haupt des versammelten Adels darauf, daß sich die Senatoren und Edelleute, welche nach dem Thron strebten, gleich den Gesandten fremder Thronbewerber, vom Wahlorte entfernen sollten. Indem er so den Kampf unsichrer Hoffnung mit dem bestimmten Verluste der Wahlstimme herbeyführte, traf das Loos dießmahl einen Auswärtigen, den Französischen Prinzen, Heinrich von Valois. Unter den adeligen Abgeordneten der Republik, welche jenem seine Erhebung ankündigten und ihn in das Reich abhohlten, war auch Zamoyski.

Als sich Heinrich, um Frankreichs Thron zu besteigen, ein Flüchtling, aus Pohlen davon stahl, beherrschte Zamoyski die neue zwiespaltige Wahl und leitete sie auf den Woywoden von Siebenbürgen, Stephan Bathory, der ihm aus Dankbarkeit dafür 1575 das kleine Reichssiegel übertrug, ihm die Würde eines Vicekanzlers und 1578 jene des Großkanzlers verlieh. Bathori starb schon 1556 und Zamoyski, dem die heftige Zbocowskische Parthey entgegen stand, gab bey

getheil=

getheilten Meinungen auf das Neue den Ausschlag. Am 19. August 1587 wurde auf dem Wahltage zu Warschau vorzüglich auf seinen Betrieb der königlich Schwedische Prinz Sigismund erwählt und durch ihn mit den Waffen gegen den von der andern Parthey ernannten Erzherzog von Oestreich, Maximilian, auf dem Throne befestigt. Der Leztre gerieth sogar als Gefangener in Zamoyski's Hände; ward aber von diesem mit der ihm gebührenden Achtung behandelt, in seinem eigenen Wagen über die Wahlstatt nach Krosnitzau geführt.

Da Sigismund schweigend war, so daß er fast jede Frage unbeantwortet ließ, so mißfiel diese persönliche Besonderheit den Pohlen überhaupt und auch Zamoyski insbesondre, so daß er zu Lesniovolski sagte: „Was für einen stummen Teufel habt Ihr uns da aus Schweden gebracht!" Noch widriger ward die Stimmung gegen Sigismund, als er sich 1592 mit einer Oestreichischen Prinzessinn vermählte, und dem Verdacht besondrer Verständnisse mit Oestreich Stoff darreichte. Zamoyski hatte sein Vaterland immer geliebt, besorgt um dasselbe, gab er einer Parthey Entstehung, die unter dem Nahmen der Cancellaristen mit allem Eifer die Absichten des königlichen Anhanges der Regalisten, in Untersuchung nahm. Erst auf Sigismunds Betheuerung, alle Verhandlungen mit Oestreich hätten nur zu des Reiches Beßten abgezielt, bezeugte

Zamoyski

Zamoyski der Königinn seine Verehrung und küßte ihr die Hand.

Als Kriegsheld zeichnete sich Zamoyski schon unter Stephan Bathory aus. Dieser gab ihm daher 1579 den Oberbefehl über ein Corps von 8000 Mann und ernannte ihn 1587 bey der Belagerung von Pleskow zum Krongroßfeldherrn. Zamoyski zeigte sich seines Berufes so würdig, daß der Czaar 1582 einen Frieden eingehen und sich in diesem zur Abtretung von Liefland verstehen mußte. In dem Kampf für Sigismund gegen den Oestreicher, Maximilian, zeigte Zamoyski Vorsicht mit Tapferkeit. Den Türken wehrte er, nach Belieben einen Woywoden der Wallachey zu setzen und bestimmte dem Lande einen solchen, wie ihn die Sicherheit und Würde der Republik forderte. Nicht bloß mit den Waffen, sondern zugleich auch mit der Feder hatte er mit Karl, Herzog von Südermannland, zu kämpfen, dem von den Schweden, als sie König Sigismund seines katholischen Glaubens halber abgesezt hatten, ehe sie ihn noch selbst mit der Krone schmückten die Reichsverwesung übertragen worden war. Zamoyski eroberte in diesem Liefländischen Kriege 1601 Wolmar und Kockenhausen und bekam in diesem Platze des Herzogs natürlichen Sohn, Carlson Guldhelm und Jakob de la Gardie gefangen. Der persönliche Streit zwischen beyden Männern biethet hohe Eigenthümlichkeiten dar. Zamoyski hatte

Karln

Karln in einem Lateinischen Schreiben vorgeworfen, daß er seinen Verwandten der Krone Schwedens mit Unrecht beraubt und Liefland angefallen habe. Der Herzog antwortete den derben Vorwürfen schneidend in Schwedischer Sprache und gab Zamoyski die Schuld aller Unruhen. Da er den Leztern mit Du angeredet, so fand sich Zamoyski dadurch so beleidigt, daß er den Herzog in einem neuen Schreiben der Lüge bezüchtigte und ihn mit den Worten herausforderte: „Wenn auch dieses klarer ist als das Mittagslicht, so will ich doch den Beweis mit meiner alten Rechte führen? Antworte, ob Du willst? Wir wollen Ort und Zeit und Waffenart festsetzen. Hierinn aber lügst Du auf das Schamloseste, daß ich die Ursache aller dieser Unruhen gewesen." Karl reizte Zamoyski noch heftiger, indem er ihm erwiederte: „Du biethest mir unter Anderm einen Zweykampf an. Wisse aber, wärest Du mir an Geschlecht und an Würde gleich, so sollte er Dir auf keine Weise verweigert seyn und ich würde mich dabey keiner weitern Waffen als eines Prügels bedienen, womit ich Dich so wohl salbte und durchgärbte, daß Du an diesen Tag, diesen Ort und an uns wohl denken solltest. Rathsamer ist, daß Du Dich innerhalb den Schranken Deines Berufes hältst und, da Du ein Schreiber bist, die Waffen niederlegst, die Feder ergreifst und Dich damit mit Deines Gleichen herumschlägst." Diese Schmach brachte Zamoyski zu Aeußerungen, die ihm ein edleres Selbstgefühl geboth.

both. „Ist das; fragte er in seiner Antwort vom 22. August 1602 — ist das Südermannländische Klugheit, während Du Dich mit königlicher Herkunft brüstest, nicht nach Art von Kriegsmännern, sondern von Sackträgern einen Prügelkampf anzubiethen? als ob es in Pohlen an Knitteln und an tüchtigen Henkersknechten fehlte, welche die damit Geprügelten, nicht an Pfählen von mehr Stärke und Höhe als ein Prügel hat, aufknüpften, vorzüglich solche, die sich durch Verrath an dem Vaterlande geschändet und wenn sie durch Gottes Gnade nicht Verräther in Pohlen, am Südermanländischen Hofe zu suchen sind. Was Du über die Abkunft schreibst, so bin ich dieser nach allen Edlen gleich, selbst solchen, aus welchen Könige entsprossen und so ehrbarer Geburt als je auf achtbarste Weise ein König. Den Herzoglichen Titel habe ich nicht erstrebt, auch angebothen, nicht angenommen. Ich bin zufrieden mit der Freyheit des Pohlnischen Adels. Du sagst: ich sey ein Schreiber und solle mich der Waffen begeben. Ich bekleide das Canzleriat, eine Stelle, welche die Fürsten des Reiches, die sie führen, nicht verhindert, daß sie den Vorrang vor andern Kurfürsten und Herzogen haben. Ich bin Kanzler wenigstens in meinem Vaterlande, in einem weit ausgedehnten Reiche mit dem Rechte und mit den Würden, die überall die höchste Vollgiltigkeit haben. Vielleicht missest Du mich aber nach dem Maasstabe eines Südermannländischen Kanzlers, dergleichen man

man größere und ausgezeichnetere wohl auch bey einzelnen Pohlnischen Adeligen findet. Ich aber bin nicht bloß Kanzler, sondern auch Großfeldherr, ich trage die Waffen für das Vaterland, ich stehe über 20 Jahre an Heeres-Spitze &c."

Dieser Kampf mußte in Zamoyski bittere Empfindungen erzeugen: denn Karl, wenn auch beleidigt, hatte zu gemeinen Waffen gegriffen, zu Waffen, welche wenigstens gegen einen solchen Mann zu gebrauchen, nur dem Angreifer Schande brachte. Doch Zamoyski hatte schon mehr als einen harten Sturm bestanden; im Gewühl der Partheyen war ihm die Gefahr oft nahe gewesen. Vorzüglich hatte sich die Misgunst heftig geregt, als ihm 1579 nach dem Tode seiner Gemahlinn, Christina Radzivil, Stephan Bathory seines Bruders Christoph Tochter als zweyte Gattinn vermählt hatte. Die Zbocowskische Parthey stellte sogar seinem Leben nach.

Für die Wissenschaft behielt Zamoyski die Vorliebe, die ihm vortreffliche Lehrer eingeprägt hatten. Er veranlaßte die Stiftung der Universität Wilna, gab sich Mühe, Antonius Muretus in das Königreich zu ziehen, begründete 1594 in Szamosch eine hohe Schule und unterhielt einen Briefwechsel mit den gelehrtesten Männern seines Zeitalters, mit Lipsius, J. Scaliger, Druso u. a.

Müde des öffentlichen Treibens, an seinem Spätabende beunruhigt von vielen schmerzlichen Erinnerungen, zog er sich zülezt in seine Stadt Szamosch zurück. Hier traf man ihn, am 3. Junius 1605, vom Schlage getroffen, tod in sitzender Stellung. Einfach hatte er sich selbst die Gabschrift gefertigt: Johannes Scamoizius quidquid mortale habuit, hic deponi jussit. (Johannes Zamoyski ließ, was er Sterbliches an sich trug, hier niederlegen.)

König

König Sigism. August von Pohlen
u n d
Barbara Radzivil.

Livius fällt in seinen herrlichen Geschichtbüchern das harte Urtheil, das Uibel Alles unter einander zu wirren, sey von einem Weibe gekommen. Wie zart man auch vom Frauengeschlechte denken mag, so läßt sich doch nicht läugnen, daß auch die größten Reiche durch Vorneigung des Herrschers für seine Reize überhaupt, oder persönliche unbesiegliche Neigung in die verwickelteste Lage gebracht worden sind. Auch Pohlen hätte noch in den Tagen seiner Macht beynahe ein Zwischenreich durch die Liebe seines Königes Sigismund August für Barbara Radzivil erfahren. Dieser Fürst, ein Sohn Sigismunds I. Königs in Pohlen und Großherzogs in Litthauen, war schon im 23. Jahre, um ihn gegen verderbliche Leidenschaften zu sichern, mit des Königs Ferdinands ältester Tochter, Elisabetha vermählt geworden, verlohr aber diese Gemahlinn, ohne mit ihr ein Kind erzeugt zu haben, schon 1545. Sigismund empfand diese Trennung Anfangs bitter, aber man ließ

ließ es nicht an Lustbarkeiten fehlen, um ihn aufzuheitern und diese führten ihm das Ideal seines Gemüthes, Barbara Radzivil, des Castellans von Wilna Tochter und die schöne und junge Wittwe des Woywoden von Trocky, Stanislaus Gastoldi, entgegen. Die Liebe für diese wurzelte in dem Prinzen so fest, daß er sich 1545 insgeheim mit ihr trauen ließ und sie nach seines Vaters Tod 1548 als seine öffentlich erklärte, rechtmäßige Gemahlinn in seine Residenz aufnahm.

Bald erhob sich die Stimme des Reichstages gegen diese Vermählung, welche man der Würde des Staates entgegen hielt, laut drückte sich die Misbilligung dieser Verbindung aus. Peter Boratinsky warf sich dem Könige zu Füssen und bath ihn, auf eine des Reiches würdigere Verbindung bedacht zu seyn; Sigismund, betroffen, erhob sich von seinem Sitz, entblößte sein Haupt und verlangte einen Tag Bedenkzeit. Allein, er fühlte sich nicht stark genug, die Bande, die ihn an Barbara ketteten, zu zerreissen. „Zwar, erklärte er, sey ihm die Republik theurer als selbst sein Leben, allein Treue und Glauben dürfe er eben um des öffentlichen Wohlseyns willen nicht brechen, wie er die den Pohlen beschworne Treue halte, so wolle er sie auch gegen die Gattinn nicht brechen, nicht um die Welt zu gewinnen, Schaden an seiner Seele leiden, habe er seine Gemahlinn gegen die öffentliche Stimme

 gewählt,

gewählt, so wolle er diesen Schritt durch seinen Gemeineifer gut machen und sich Maasregeln gegen einen ähnlichen künftigen gefallen, nun aber, so lange er lebe, nicht von seiner Vermählten lassen."

Dabey beruhigte sich aber der Senat nicht; der Erzbischof von Gnesen beharrte auf der Trennung, nicht minder der Bischof von Przmislaw, der so weit ging, daß er den schon früher gemisbrauchten Ausspruch des Euripides: „Ist des Herrschens halber das Recht zu verletzen, verletz' es, sonst trage heilige Scheu!" — auch auf diesen Fall des Treuebruches gegen die Barbara Radzivil anwendete. Auch die meisten anderen Bischöfe, die angesehensten weltlichen Mitglieder stimmten damit ein. Doch fehlte es auch dem Könige nicht an einer Parthey, bey der sich der Bischof von Krakau befand.

Der König, von den Mißvergnügten bestürmt, hatte dunkle Augenblicke zu bestehen. Inständig drang der Woywode von Krakau, Peter Kinicha, in ihn, sich zu scheiden: „er sey im Irrthum, ein irrender König gleiche der verfinsterten Sonne, er störe wie diese die ganze Natur, so für sich das gemeine Wesen." Aufgebracht hierüber, geboth ihm Sigismund zornig Stillschweigen, verdarb sich aber dadurch seine Sache nur noch mehr. Rochars Laszinski stellte ihm vor: ein König der Pohlen dürfe einem Senator, der zu des Reiches Beßten rede, den

Mund

Mund nicht stopfen, daher sich auch der König entschuldigte, übrigens entschlossen, lieber sich von seiner Krone, als seiner Gemahlinn zu trennen.

Der Streit hatte unter mancherley Abwechslungen fortgedaurt, als sich endlich Petrus von Kinitha und der Erzbischof von Gnesen auf des Königes Seite wendeten und es dem Leztern auch gelungen war, die Geistlichkeit durch seine Verfügungen gegen die von der Römischen Kirche abweichenden Religionsverwandten zu gewinnen. So gelang es ihm denn, den heißesten Wunsch seiner Gemahlinn, als Königinn von Pohlen gekrönt zu werden, noch erfüllt zu sehen. Die Gelegenheit zu dieser Feyerlichkeit both die Belehnung der Herzoge von Reußen und Preußen, bey der auch viele Senatoren gegenwärtig seyn mußten, mit dem Ende des Jahres 1550 dar. Am 9. December empfing Barbara Radzivil die königliche Krone von dem Erzbischof von Gnesen mit feyerlichem Gepränge in der Kirche des heiligen Stanislaus zu Krakau.

Ihr heißester Wunsch war nun erfüllt, als eine gekrönte Königinn zu sterben. Lange überlebte sie den für sie glücklichen Tag nicht. Die Mittel, welche man angewendet, um ihr von dem Könige Kinder zu erwecken, zogen ihr den Krebs an der rechten Brust zu und sie starb am 12. May 1551 zu Krakau eines jämmerlichen Todes. So unerträglich auch der Geruch war,

den sie zulezt von sich gab, so schied der König doch bis zum Tode nicht von ihr. Als sie geendet hatte, ließ er sie, ihrem Verlangen nach, nach Wilna zur Bestattung bringen und begleitete ihren Leichnahm in tiefster Trauer dahin.

Maria, Königinn von Hungarn.

Als der König der Hungarn und Pohlen, Ludwig I. am 13. September 1382 mit Tod abging, hinterließ er von seiner zweyten Gemahlinn Elisabeth, zwey Töchter, Maria und Hedwig. Die erstre, noch jugendlichen Alters, war bestimmt, die Krone Hungarns zu tragen; die Reichsregierung führte einstweilen die Mutter, die sich vorzüglich des Palatins, Nikolaus Gara, den heilige Erinnerungen an Ludwig knüpften, bediente. Dieser Mann, den Herrschsucht verleitete, aus den Schranken der Mäßigung herauszutreten, zog aber der Königinn Mutter sowohl als Marien verderblichen Haß zu: eine Parthey faßte den Gedanken, den König Karl von Neapel, einen Enkel von Ludwig des Großen Großvatersbruder, Johann von Durazzo, auf Hungarns Thron zu setzen. An der Spitze dieser Misvergnügten stand der Bischof von Agram, ein gebohrner Italiener, welchem der Vorwand einer Wahlfahrt schickliche Gelegenheit gab, Karln das Reich persönlich anzutragen. Vergeblich suchte diesen seine Gemahlinn, Margaretha von Durazzo, von einem, wo nicht abentheurlichen, doch

doch gefährlichen Schritte abzuhalten. Karl fuhr 1385 von Seponto ab und erreichte glücklich den Haven von Zengg, von wo ihn Magnaten, welche seiner schon harrten, nach Agram führten. Es wurden nun alle Triebfedern gegen die Königinn Mutter und ihre Tochter in Bewegung gesetzt. Diese Frauen waren daher unverzüglich bedacht, sich so schnell als möglich sicher zu stellen. Maria war an Karl IV. Sohn, den Markgrafen Sigismund von Brandenburg verlobt und dieser hatte sich bisher, um Hungarische Sitte und Sprache zu erlernen, am Hofe aufgehalten. Jezt erfolgte die Vermählung mit ihm auf der Stelle; um ihn selbst aber außer Gefahr zu setzen, wurde er nach Böhmen geschickt. Karl von Neapel sah sich gezwungen, zu erklären: ob er als Feind oder Freund gekommen sey? Trügerisch erwiederte er, er sey nur durch die verwandtschaftliche Bande zur Beseitigung bestehender Mishelligkeiten erschienen. Seine wahre Absicht enthüllte sich jedoch in Kurzem. Von den Königinnen in Ofen auf das Prächtigste empfangen, bewohnte er dort auf des Palatinus Veranlaßung nicht einmahl das königliche Schloß; allein ein von jenem einberufener Landtag verschaffte ihm anfänglich die Reichsverwesersstelle und gleich darauf die königliche Würde selbst. Maria mußte nicht bloß auf diese verzichten, sondern sogar den schmerzlichen Anblick der Krönung Karls in Stuhlweißenburg persönlich ertragen. Ein so bittres Geschick zerriß ihr Herz; sie knieete

in

in der k. Begräbnißkapelle auf der Ruhestätte ihres Vaters nieder und überließ sich den Ausbrüchen des heftigsten Schmerzes. Die Ahnungen einer nahen, dunklen Zukunft, welche ihre Seele durchzittert hatten, gingen nur zu schnell in Erfüllung; sie mußte mit ihrer Mutter in Ofen ihre Tage gleich einer Staatsgefangenen vertrauren. Da erwachte das Gefühl der Rache, und Nikolaus Gara war es, der diesem sich als Werkzeng der Befriedigung darboth. Karl ward zum Tode geweiht. Im Februar 1386 bath Maria am die Rosarum den König Karl, er möchte ihr Zimmer betreten, um ihm wichtige Mittheilungen von ihrem Gemahl zu machen. Kaum hatte er sich in demselben eingefunden, so erschien auch Gara mit Blasius Forgatsch, einem Edelmann, als seinem Bedienten, um von dem Könige die Bewilligung und einen Geleitsbrief zur Reise auf seiner Tochter Hochzeit zu erbitten. Den König, im Begriffe, zuerst die Schreiben Sigismunds zu lesen, traf nun der plötzliche Streich; auf einen Wink Gara's spaltete ihm Forgatsch den Kopf mit dem Säbel halb entzwey, so daß er, die Königinnen mit seinem Blute bespritzend, tod niederstürzte. Rasch bemächtigte man sich seines Anhanges; Maria ward wieder als die Königinn der Hungarn anerkannt.

Im nächsten Sommer machten die Königinnen mit Gara und Forgatsch eine Reise. Lange schon war es dem Bann von Croatien, Johannes,

hannes, einem der eifrigsten Partheygänger Karl's schwer gefallen, seinen Groll zurückzuhalten. Nun schien ihm der günstige Augenblick der Vergeltung gekommen zu seyn. Am 25. Julius fiel er die Reisenden, auf die er gelauert, mit seinem Gefolge an, tödete die, welche Widerstand leisteten, darunter auch den Palatinus und Forgatsch und führte die Königinnen gefangen auf ein nahes Schloß. Hier sah sich Maria bald von einem grausamen Verhängnisse erreicht; denn noch in der nächsten Nacht wurde ihr ihre Mutter entrissen, um ersäuft zu werden, sie selbst aber auf ein Croatisches Bergschloß geschleppt. Da jedoch ihr Gemahl zu ihrer Befreyung in Hungarn erschien, erhielt sie diese auf eidliche Zusage, des Vorgefallenen halber sich nicht zu rächen und ward selbst mit Ehrenbezeugungen an Hungarns Grenze begleitet.

Der Stern des Glücks strahlte ihr nun auf das Neue; die Stände des Reiches gewährten ihrem Gemahle die Anerkennung als König. Maria, die sich durch ihren Eid nicht gebunden glaubte, auch auf die Bestrafung der an ihrer Mutter verübten Gräuelthat zu verzichten, lag jezt Sigismunden auf das Eifrigste an, jene zu beschleunigen und wirklich entging auch der Bann von Croatien, Johannes, den Folgen seiner That nicht; er fiel in des Königs Hände und erlitt eine schmerzliche Todesstrafe, der Bischof von Agram aber verlohr sein Bisthum und seine Güter.

Güter. Maria starb 1392, da ihr Gemahl eben in der Belagerung von Nikopolis begriffen war. Nach ihrem Tode behauptete sich Sigismund durch die Veranstaltungen des Erzbischofs von Gran als König der Hungarn, ob ihm gleich Wladislaus Jagello, der Gemahl der Schwester Maria's, dieselbe streitig gemacht hatte.

Aus Gustav Adolphs Leben.

Als Gustav Adolph die Teutsche Küste erreicht und aus dem Schiffe das Land betreten hatte, fiel er unter freyem Himmel auf seine Kniee nieder und bethete mit lauter Stimme: „O Gott! der Du über den Himmel, die Erde, den Wind und das Meer herrschest: wie soll ich Dir immer danken; daß Du mich auf dieser gefährlichen Reise so gnädiglich beschützet hast! Ach, ich danke! ach, ich danke! vom innersten Grunde meines Herzens und bitte, daß, wie Du wissest, dieser mein Zug und Vorhaben nicht zu meiner, sondern einzig und allein zu Deiner Ehre und zu Trost und Hilfe armer bedrängten Reiche angesehen und gemeint sind, Du wollest mir auch, so ferne das Ständlein, das Du bestimmt, vorhanden, ferner Gnade und Segen, vorzüglich aber guten Wind und Wetter verleihen, damit ich mein hinterlassenes Heer, daß ich aus mancherley Nationen und Völkern versammelt, mit fröhlichen Augen bald bey mir sehen und Dein heiliges Werk fortsetzen möge! Amen.“

Als inzwischen die königlichen Officiere an das Land getreten und den König so bethend gesehen, ergriff sie tiefe Rührung, so daß Viele ihre Thränen nicht zurückhalten konnten. Als Gustav Adolph dieses bemerkte, sagte er: „Weinet nicht, sondern bethet inbrünstig aus dem Grunde Eures Herzens; je mehr des Gebethes, desto mehr des Sieges: denn fleißig gebethet, ist halb streiten und überwinden."

Am 1. May 1631 sendete der König den Grafen von Ortenburg von Köpenick aus, an den Kurfürsten von Brandenburg nach Berlin, mit dem Verlangen: „es sollten ihm die Festungen Spandau und Küstrin eingeräumt werden, die er nach dem Entsatz von Magdeburg wieder zurückgeben wolle." Nicht bloß diese Sendung verfehlte noch ihren Zweck, sondern der Kurfürst blieb auch noch bedenklich, als Gustav Adolph selbst in Berlin anwesend und die ganze Schwedische Macht um diese Stadt gelagert war. Doch äußerte sich Gustav milde: „Ich kann es dem Kurfürsten keineswegs verargen, daß er niedergeschlagen ist: denn unstreitig begehre ich gefährliche und bedenkliche Sachen, aber was ich verlange, verlange ich nicht mir zu Gutem, sondern zu Nutzen des Kurfürsten, seiner Lande und Leute, ja der ganzen Christenheit." Zu dem Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg sprach er: „Mein Marsch geht auf Magdeburg zu, um dieses, nicht mir, sondern den Evangelischen

zum

zum Beßten, zu entsetzen; will mir Niemand beystehen, so ziehe ich stracks wieder fort, mache mich in meinen Orten frey, biethe dem Kaiser einen Accord an und ziehe wieder nach Stockholm. Ich weiß, der Kaiser soll einen Accord eingehen, wie ich ihn verlange, aber am jüngsten Gerichte werdet Ihr Evangelischen angeklagt werden, daß Ihr für das Evangelium nichts habt thun wollen; es wird Euch auch wohl hier vergolten werden; denn ist Magdeburg weg und ich ziehe ab, so sehet zu, wie es Euch gehen wird." Endlich ward dem König am 4. May Abends die Einräumung von Spandau bewilligt.

Als Gustav Adolph am 3. Julius über die Elbe gesezt war und man ihm kaiserliche Gefangene vorführte, die vor ihm auf die Kniee fielen und um Gnade bathen, sagte der König: „Stehet auf, ich bin kein Gott, bethet unsern Herrn und Gott an und dankt ihm für Euer Leben; Euch gebührte sonst wohl, daß man mit Euch ärger verführe: denn, wo Ihr hinkommt und obsiegt, hauset Ihr mit den Meinigen und den armen Leuten ärger als die Türken; es sey Euch hiemit Quartier zugesagt."

Als Mecklenburg den rechtmäßigen Herrschern wieder errungen worden, so erfolgte in Güstrow der feyerliche Einzug des Königs von Schweden und der Fürsten. Bey den Feyerlichkeiten waren auf dem Markte auch 20 Fäßer Wein zur Vertheilung bestimmt und Gustav befahl:

fahl: „jede Mutter mit einem säugenden Kinde solle dieses herbeybringen und ihm von dem Weine an diesem Freudenfeste zu trinken geben, damit sich Kindeskinder dieses Einzuges der uralten vertriebenen Fürsten erinnern möchten.“

Den Raths-Deputirten von Nürnberg, welche die ihm von Seiten der Stadt bestimmten Geschenke überreichten, sagte Gustav: „Ich danke gnädigst für Euer Geschenk, Ihr könnet aber nichts Beßres darbringen, als die Beständigkeit bey dem allgemeinen evangelischen Wesen, ich bitte, laßt Euch davon ja nicht abwenden, es sey durch Furcht oder Schrecken, Verheißung oder starke Bedrohung, Wollust oder Eitelkeit, Leidenschaft oder Neigung, welchen die Menschen unterworfen und deren Einfluß sie bloß gestellt sind, vorzüglich nicht durch den jezt die ganze Welt beherrschenden Geldgeiz. Es werden die Feinde nicht unterlassen, Alles zu versuchen, zu verheißen, Euch zu drohen, Euch als Schreckmittel vorzuhalten, um Euch abwendig zu machen: denn es ist bekannt, welche listige und mächtige Feinde wir haben, wie sich Oestreich, Spanien und der Papst unter einander verbunden, alle Evangelischen auszurotten und zu vertilgen. Darauf zielen alle ihre Entwürfe und Handlungen, dahin gehen alle ihre Anschläge, dahin wenden sie ihre ganze Macht und Stärke, dahin steht ihr ganzes Thun und Lassen, ihr Dichten und Trachten. Zwar suchen sie äußerlich

lich einen Frieden, aber einen solchen, der sowohl Euch als allen Evangelischen zum Verderben und zu vieler Millionen Seelen Untergang gereichen möge. Hat Euch Gott zu Regenten gesezt und so viele Tausende anvertraut, in einer so volkreichen Stadt, als ich fast noch nie gesehen, die von Euch abhängt und nach Euch sich richtet, so zweifle ich nicht, Ihr werdet sie also regieren, daß Ihr es einst vor dem Richterstuhle Gottes und der ganzen Christenheit werdet verantworten können. Ihr seyd hier alle Patricier und Eure Voraltern sind in der ganzen Welt berühmt gewesen. Folget ihrem Lobe und ihren Fußstapfen nach und thut als gute Patrioten das Eurige bey diesem Wesen und großen Werk. Bedenket was Gott verhängen möchte, wenn er Euch in Eurer Feinde Hände überlieferte, wie sie mit Euch und den Eurigen verfahren würden. Der allmächtige Gott hat Euch Viel erleben lassen und Ihr habt wahrlich viel gelitten und ausgestanden. Dadurch wollte uns Gott unsre Sünden zu erkennen geben, und dennoch hat er uns zugleich gewaltig geschüzt, wie ich mich denn nicht genugsam verwundern kann und es als seine augenscheinliche Hilfe anerkennen muß, daß er einen Feind so verblendet, daß sich derselbe weder dieser Stadt noch andrer Städte im Reiche bemächtiget, welche er doch schon vor zwey oder drey Jahren in seiner Gewalt gehabt und wo er nur zugreifen durfte. Es hat Euch Gott wunderlich erhalten, wie er dann auch mich zu diesem

Werke

Werke berufen: denn eher hätte ich mich des jüngsten Tages versehen, als daß ich geglaubt hätte, nach Nürnberg zu kommen. Ich habe mein armes Land und Leute verlassen und manche treue Helden mit mir herausgeführt, welche ihr Leben neben dem meinigen gewagt, Alles dem allgemeinen evangelischen Wesen und der Erhaltung der Teutschen Freyheit zum Beßten, ich will dabey auch noch insbesondre gegen Euch thun, was in meinen Kräften stehet, und so mir Gott Gnade verleihet, will ich Euch halten, was ich Euch durch verschiedene Eurer Gesandten habe versprechen lassen. Bedenket nur, was das Werk auf sich habe und bleibet, um Gottes Barmherzigkeit willen, beständig, lasset Euch nicht abwendig machen, flößet auch andren, von Euch abhängenden Ständen Muth ein, ich sage Euch dieses nicht, als ob ich in Euch einen Zweifel sezte, sondern damit ich dem Laufenden noch den Sporen gebe. Gott wird Euch nicht alle Tage einen solchen Prediger schicken, als mich, der ich da begehre, Euch zu helfen, zu trösten, allen Beystand zu leisten und unter die Arme zu greifen, so weit als mir Gott Kraft verleihet. Duldet und leidet noch etwas, bleibt standhaft, thut das Eure bey diesem Werk, so wird Gott, der Euch bisher durch seine Engel so wunderlich Hilfe erzeiget, ferner Gnade geben, daß diese Eure Stadt blühe, grüne, zunehme, damit sich Euer Ruhm in der ganzen Welt ausbreite. Dann

wollen

wollen wir ihn insgesammt loben, ehren, rühmen, preisen, hier zeitlich und dort ewiglich."

Als Gustav Adolph im April 1632 gegen Ingolstadt aufgebrochen war, in und um welchem Platze sich der Kurfürst von Baiern mit seiner noch übrigen Macht gesezt hatte, gerieth er am 20. April in große Gefahr, als ihm bey dem Recognosciren ein Pferd unter dem Leibe erschossen ward. Der König sagte über diesen Vorfall nichts als: „der Apfel ist noch nicht reif!" Da der Markgraf Christoph von Baden aber das Loos gehabt, dabey von einem Stücke getroffen zu werden, welches ihm den halben Kopf wegnahm und sogleich tödete, so brach Gustav nach der Rückkunft in die Worte aus: „Der Hintritt des Markgrafen, der ein Herr von vielen Tugenden war und deshalb höchst zu bedauren ist, und diese rauchenden Kugeln, erinnern mich an meine Sterblichkeit, und daß ich gleichen Zufällen als der geringste Soldat in meinem Heere unterworfen bin: denn dieses ist ein alter Bund und ein altes Gesetz der Natur, von dem mich weder meine hohe Geburt, noch Krone, noch Siege lossprechen können. Deshalb muß ich mich auch dem Willen und der Vorsehung Gottes ergeben, Der, nimmt er auch mich hinweg von dieser Welt, doch nicht verlassen wird die gerechte Sache, die ich verfechte: die Wiederversetzung dieses Teutschlands in seine alte Freyheit. Er kann wohl einen andren erwecken, welcher verständiger,

herz-

herzhafter, streitbarer als ich und diesen Krieg zu einem guten Ende führt. Es ist mir nicht verborgen, daß mein Glück die Stimme des Neides erwekt und daß man die Einfältigen zu überreden sucht, ich wollte nur Andre plündern und mich bereichern. Aber Zeugen sollen seyn jene spolierten Fürsten selbst, die ich wieder in ihren Stand gesezt, meine Gläubiger, von denen ich zu Frankfurt und anderswo große Summen entlehnt, die mannigfache Gefahr, der ich mich freywillig bloß gestellt: ob ich mein Königreich und was mir sonst theuer ist, aus einer andren Absicht verlassen, als lediglich aus dieser, die Tyranney des Hauses Oestreich zu brechen und den werthen und lieben Frieden wieder zu bringen." Jezt fielen die Umstehenden dem Könige in die Rede und bathen ihn zum Theil mit Thränen: er möge doch künftig mehr für sich selbst sorgen und sie ferner wie bisher führen und befehligen, sie würden ihm treu verbleiben und hinführo ihr Beßtes nach Vermögen thun.

In Augsburg betrug sich der König gegen die Katholischen mit hoher Mäßigung. Er übte zwar das Recht der Wiedervergeltung aus, indem er das Regiment in die Hände der Evangelischen übergab, aber ausdrücklich erklärte er selbst gegen die frühern katholischen Stadtpfleger: „nur Gott sey Richter über die Gewissen." In dem kurfürstlichen Pallast zu München, drang er auf die strengste Schonung und verboth auch

die geringste Beschädigung bey Strafe des Hängens. Der Gedanke des Pfalzgrafen und des Herzogs von Weimar, die Residenz in die Luft zu sprengen, erzürnte ihn: denn er fand es unedel, ein solches Gebäude zu zerstören und an demselben seine Rache zeigen zu wollen.

Als sich des Königs Kriegsvolk viele Ausschweifungen erlaubte und vorzüglich auch in der Oberpfalz übel haußte und deshalb an Gustav viele mündliche und schriftliche Nachrichten gelangten, so forderte er am 29. Junius 1632. alle hohe und niedre Offiziere vor sich und ließ sie in Gegenwart des Pfalzgrafen Friedrich, auch andrer Fürsten und Grafen, heftiger an, als er zu thun gewohnt gewesen. Unter Andrem sagte er: „Ihr Fürsten, Grafen, Herrn und Edelleute! Ihr seyd es, die an Ihrem eignen Vaterlande Untreue und Frevel beweiset: denn Ihr selbst zerstört, verderbet, verheeret es. Ihr Obersten, Ihr Offiziere, vom höchsten bis zum niedrigsten, Ihr seyd diejenigen, die Ihr stehlet und raubet ohne Unterschied, keiner ausgenommen, Ihr bestehlet Eure Glaubensgenossen, Ihr gebet mir Ursache, daß ich einen Eckel an Euch habe und Gott, mein Schöpfer sey mein Zeuge, daß mir das Herz in meinem Leibe bebt, wenn ich Eurer einen anblicke, wie Ihr an den guten Gesetzen und an meinen Gebothen, solche Frevler und Verbrecher seyd, daß Ihr Ursache gebet, öffentlich zu sagen: der König thut uns als unser

Freund

Freund mehr Schaden als unser Feind. Ihr hättet, wäret Ihr rechte Christen, zu bedenken, was ich an Euch bewiesen und was ich bis jezt gethan, wie ich meinen königlichen Leib und mein Leben für Euch und Eure Freyheit, für Euer zeitliches und ewiges Gut und Wohl auf das Spiel setze. Eurenthalben habe ich meine Krone ihres Schatzes entblößet und an 40 Tonnen Goldes aufgewendet, dagegen habe ich von Euch und Eurem Teutschen Volke nicht so viel bekommen, daß ich mich damit nur schlecht bekleiden könnte, ja, ich wollte eher bloß geritten seyn, als mich mit dem Eurigen bekleidet haben. Ich habe Euch Alles gegeben, was Gott mir in die Hand gegeben, ich habe reverenter zu melden, nicht einen Schweinstall behalten, den ich nicht unter Euch getheilt hätte. Keiner aus Euch hat mich jemals um etwas angesprochen, was ich ihm versagt hätte, da es mein Gebrauch ist, keine Bitte abzuschlagen. Hättet Ihr mein Geboth und meine Ordnung beobachtet: ich hätte alle eroberten Länder an Euch ausgetheilt. Ich bin, Gott sey Dank! reich genug und begehre nichts von dem Eurigen; gedenket Ihr Gottes auch also zu vergessen, Eure Ehre nicht zu berücksichtigen, oder Euch gar von mir loszusagen und zu entlaufen: so soll doch die ganze Christenheit erfahren, daß ich mein Leben als ein christlicher König, der Gottes Befehl zu vollziehen begehret, für Euch auf dem Platze lassen will; wollet Ihr rebelliren, so will ich mich zuvor mit

meinen Schweden und mit Euch herum hauen, daß die Stücke von uns wegfliegen sollen. Ich bitte Euch bey Gottes Barmherzigkeit, gehet in Euer Herz und Gewissen zurück, bedenket, wie Ihr haushaltet und wie Ihr mich sogar so betrübet, daß mir die Thränen in den Augen stehen möchten. Ihr handelt übel mit mir Eurer bösen Kriegszucht, nicht Eures Fechtens halber: denn in diesem habt Ihr als redliche und rechtschaffene Cavaliere gehandelt, wofür ich Euch sehr Dank weiß. Ich bitte Euch daher nochmahls bey der Barmherzigkeit Gottes, gehet zurück in Euer Herz und Gewissen und bedenket, wie Ihr einst Eures Thuns halber vor Gott Rechenschaft ablegen wollet. Mir ist so wehe bey Euch, daß mich verdrüßt, mit einer solchen verkehrten Nation umzugehen. Wohlan! nehmt meine Erinnerung und Vermahnung zu Herzen! Nächstens wollen wir an unsern Feinden sehen, was ein ehrliches Gemüthe und ein redlicher Cavalier ist."

Am Tage der für Gustav verhängnißvollen Schlacht von Lützen lag Morgens tiefer Nebel. Als der König das Morgengebeth hatte verrichten lassen, zertheilte sich jener und nun im Lichte des Tages sprach Gustav zu seinen Finnen und Schweden: „Redliche Brüder! haltet Euch wohl, fechtet wacker für Gott und Euren König: denn thut Ihr dieses, so wird Euch von Gott und der Welt Gnade und Ehre und ich will Euch

treu lohnen, werdet Ihr es aber nicht thun, so schwöre ich Euch, daß Eures Gebeines nicht wieder nach Schweden kommen soll!" Zu den Teutschen sprach er: „Redliche Teutsche Brüder, Offiziere, Gemeine! ich bitte Euch insgesammt, haltet Euch auch männlich, fechtet wacker mit mir, weichet nicht, wie ich denn meinen Leib und mein Blut Euch zum Beßten daran setze; werdet Ihr bey mir stehen, so wird uns Gott hoffentlich den Sieg verleihen und Euch und Euren Nachkommen wird der Genuß davon zu Theil werden, wo nicht, so ist es um Eure Religion und Freyheit geschehen!" — Dann gab er das Losungswort, wie im Jahr zuvor in der Schlacht von Leipzig. „Gott mit uns!" — Nachdem den ganzen Morgen scharmuzirt worden war und der König nun seine Artillerie dem Herzog von Friedland gegen über schicklich aufgestellt hatte, ließ er durch den Trompeter: „eine feste Burg ist unser Gott ꝛc." blasen, sang auch laut: „es woll' uns Gott genädig seyn ꝛc." Als aber das Treffen um 11. Uhr scharf begann, ritt Gustav allein vor sein Kriegsheer, bereit zum Angriffe. „Nun, rief er, wollen wir daran. Das walt' der liebe Gott." Dann schrie er laut: „Jesu, Jesu hilf mir heute streiten, zu Deines heiligen Nahmens Ehre" und so zog er, noch nüchtern, die Bahn zum Siege der Seinigen und zum eigenen Tode!

Königs

Königs Karl Gustav von Schweden Angriff auf Kopenhagen.

Karl Gustav hatte kaum, nachdem Christina, des großen Gustavs Adolphs Tochter die Regierung niedergelegt, Schwedens Thron bestiegen, als er, von falscher Ruhmliebe fortgerissen, sich in einen Krieg einließ, der, ungerecht begonnen, für ihn unerwartete Verwicklungen herbeyführte. Johann Kasimir, König von Pohlen, hatte, zufolge seiner Abkunft von Johann, König von Schweden, gegen die Krönung von Karl Gustav eine Verwahrung eingelegt, dieser suchte ihm daher die Rechtmäßigkeit seiner Würde durch 30000 bewaffnete Zeugen zu beweisen. Umsonst suchte der König von Pohlen das drohende Ungewitter abzulenken, der Schwedische Herrscher ergriff selbst eine kleinliche Gelegenheit als Vorwand für seine feindseligen Absichten. Johann Kasimir hatte in dem Beglaubigungsschreiben für seinen Abgesandten, seinem Titel drey &c., dem königlichen Schwedischen aber nur zwey beygesezt, sich auch im Datum des Ausdruks: unserer Reiche bedient. Karl Gustav fand hierinn eine neue Schmach. Im Julius 1655 brach sein Heer in

Groß=

Großpohlen ein und in kurzer Zeit war das Pohlnische Reich in den Händen des Eroberers. Karln Gustaven fehlten aber die Eigenschaften, durch welche besiegte Völker gewonnen und an den Sieger geknüpft werden und zugleich erregten seine Fortschritte die Eifersucht der andern Mächte und reizten diese an, jenen eine Grenze zu setzen. Der König, bald von mehreren Seiten angegriffen und bedroht, fand für gut, zuerst seinem eignen Reiche gegen Dänemark zu Hilfe zu eilen. Der harte Winter von 1658 bahnte ihm eine Eisbrücke über den Belt, durch deren Hilfe er den König von Dänemark mit dem Heere, das über jene sezte, in ein solches Gedränge brachte, daß dieser den nachtheiligen Frieden von Roskild eingehen, darinn Holland, Schonen, Bebekingen, Bornholm, Schloß und Lehen Bachus und Drontheim abtreten und den Schweden die freye Fahrt durch den Sund zugestehen mußte. Auch solche Bedingungen genügten Karl Gustav noch nicht; er wollte Dänemark bloß von seinen Verbündeten lostrennen, um es in Kurzem mit sicherem Erfolge zu überfallen. Vergeblich suchte Dänemark den Frieden durch die äußerste Nachgiebigkeit zu erhalten, immer höher stiegen die Forderungen und gewaltsamen Umgriffe der Schweden. Dieses widersezte sich vorzüglich auch den Werbungen Dänemarks in Holland; sie sah es als Vorbereitung zu neuem Kriege an. Karl Gustav gab sich daher das Ansehen, als müsse er durch einen Angriff zuvorkommen. Demnach ging

ging er nach Kiel, wohin er Schiffe und Fahrzeuge von Wismar kommen ließ, um, wie er vorgab, nach Preußen überzuschiffen und den Entsatz von Thoren zu bewirken. Plötzlich erschien er aber am 6. August 1658 bey Corsoer auf Seeland mit 4000 Mann Fußvolk und 1200 Mann Reiterey. Vor ihm gieng das absichtlich verbreitete Gerücht einher, er komme als Freund des Königs der Dänen, um diesem gegen seinen widerspänstigen Adel beyzustehen, aber völlig warf Karl Gustav die Larve ab, als in Ringstädt zwey von dem König Friedrich abgeschickte Reichsräthe vor ihm erschienen: „ihr Herr, erklärte er, habe durch seine Verzögerung, den Roskilder Frieden zu vollziehen, die Erneuerung des Krieges selbst herbeygeführt, die Herrschaft der Dänen sey nun ihrem Ende nahe und sie hätten Gustav für ihren Gebiether zu erkennen."

Nach dieser trotzigen Aeußerung schloß sich König Friedrich an die Sache seines Volkes auf das Innigste an, entschlossen, wie er sagte, in seinem Neste zu sterben. Indem er mit den Bürgern seiner Hauptstadt jede Gefahr theilte, flößte er diesen auch Heldenmuth ein. Doch wäre Kopenhagen, bey einer geringen Besatzung und dürftigem Mundvorrath vielleicht verlohren gewesen, wäre Karls Gustavs Gedanke eines plötzlichen Angriffs ausgeführt worden. Allein der Dänische Reichsrath, Annibal Seestädt, der sich bey dem Anrücken der Schweden mit Absicht auf

seine

seine Güter begeben und sich hier zum Gefangenen hatte machen lassen, hatte den General Wrangel dafür gestimmt, zuerst Kronburg anzugreifen, weil man dadurch einer Holländischen Hilfsflotte den Weg versperren könne, dieser Platz auch eine ungeheure Beute an geflüchteten Schätzen gewähre, Wrangel bewog daher auch den König, seine Macht zu theilen, die Belagerung von Kronburg durch ihn selbst unternehmen zu lassen und die von Kopenhagen einstweilen langsam fortzusetzen. Obgleich Kronburg schon am 6. September durch Feigheit der Besatzung fiel, so hatte man doch in Kopenhagen Zeit gewonnen, sich in den möglichsten Vertheidigungsstand zu setzen. Man zählte 16000 Bewaffnete; tapfern Sinnes hatten die studierenden Jünglinge, allein unter Magnus Kraghe ein Regiment gebildet, welches sich das schwarze nannte, den Oberbefehl des Platzes führte der General-Lieutenant Hans Schack.

Obgleich die Schweden nur 10,000 Mann stark waren, so eröffneten sie doch am 13. August die Laufgräben gegen das Wester-Bollwerk, die Belagerten hingegen legten auf Kalebo 2 mit vielen Stücken besetzte Prahmen und nahe am Bräuhause eine Fregatte mit 10 Kanonen, wodurch die Schweden im nähern Anrücken sehr gehindert wurden. Der König Friedrich bewies ritterlichen Muth. Aufgebracht über Karls Gustavs ungerechten Angriff ließ er ihm gleich Anfangs

fangs entbiethen: „er werde ihn immer persönlich an dem Orte finden, wo die Gefahr die höchste sey: denn lieber wolle er, den Degen in der Faust, fallen, als sein Gefangener werden." Auch forderte ihn Friedrich zum Zweykampfe heraus, aber Karl Gustav erwiederte: „diese Art zu fechten, sey unter Königen nicht mehr üblich, sey sein Gegner so begierig, mit ihm einen Gang zu machen, so werde er ihn in der offnen Schlacht immer an der Spitze seines Heeres finden."

Bey den häufigen Ausfällen und den entschloßnen Gegenanstalten der Kopenhagener überzeugte sich der König bald, daß er, um sich des Platzes zu bemächtigen, Meister der Insel Amak seyn müße, weil dieses gleichsam die Vorrathskammer der Hauptstadt ist, allein der am 7. Oktober darauf begonnene Angriff mislang. Bey demselben war auch der Dänische Major von der Beck gefangen worden und der König hatte sich diesem so sehr anvertraut, daß er mit ihm sogar allein auf die Rekognoscirung von Christianshaven ausgieng. In diesem Augenblicke fuhr durch die Seele des Dänen, gleich einem Blitze, der Gedanke, seines Vaterlandes Schmach zu rächen und Karl Gustav entweder zu töden oder gefangen nach Kopenhagen zu führen. Weder das Eine noch das Andre gelang, doch entkam von der Beck selbst glücklich in die Hauptstadt. Hier beredete er den König am 10. Oktober zu einem starken Ausfall, bey welchem Karl Gustav durch

einen

einen Schuß von von der Beck niedergestreckt worden wäre, hätte ihn nicht Wrangel durch Niederschlagung der Pistole eben so, wie der Major Baaß v. Loyenhelm von Dänischer Gefangenschaft gerettet.

Nachdem die Kopenhagener der Gefahr lange sich muthvoll widersezt hatten, erschien endlich am 26. Oktober im Oeresund eine Holländische Hilfsflotte, brach sich durch die Schwedischen Kriegsschiffe eine Bahn und entsetzte Kopenhagen glücklich. Die Schweden zogen sich von dieser Hauptstadt in einige Entfernung zurück und verschanzten sich auf das Neue sehr wohl bey Brönsby. Hier hielten sie sich einige Zeit ruhig unter ihren Hütten, die sie zur Abwehre gegen die scharfe Kälte aufgeführt hatten, bis Karl Gustav auf die Nachricht von der nahen Ankunft des Holländischen Admirals Ruyter mit einer stärkern Hilfe und bey der Eisdecke, mit der die Gewässer überzogen waren, noch einen Hauptangriff auf Kopenhagen beschloß.

Es war am 8. und 9. Februar 1659, als nach allen durch das Vorhaben gebothenen Maasregeln, die ganze Schwedische Armee bey Kalebo über das Eis gieng und die Reiterey sich auf Amack aufstellte, in der Voraussetzung, das Fußvolk werde in Christianshaven eindringen und ein Thor öffnen. Der Hauptangriff war auf das königliche Bräuhaus gerichtet, auch eroberten die Schweden die dort zur Bedeckung aufgestellte

Prahme.

Prahme. Weil sie aber diese anzündeten, so sez-ten sie dadurch die Belagerten in den Stand, ih-re Bewegungen wohl zu unterscheiden und ihnen Schaden zuzufügen. Die nächste Nacht vom 9. auf den 10. machten die Schweden, ihren Feind zu ermüden, nur blinden Lärm, als aber nach der Mitternacht am 11. Februar 2 Uhr geschla-gen hatte, geschah der ernstliche Angriff auf 2 Seiten, indessen zu gleicher Zeit auf 4 andern ein falscher erfolgte. Um die Mannschaft bey der Schneedecke unkenntlich zu machen, hatte man dem Vortrupp weisse Hemder über die Montur angezogen, ihn zum Angriffe beherzt zu machen, durch Brantwein erhizt. Den heftigsten Angriff leitete der König selbst, unter ihm der General-Major Fersen. Er geschah auf die Wester-der andre unter General Bawiar auf die Osterpforte. Einige angezündete Pechtonnen gaben das Zei-chen, auf welches die Abtheilung unter dem Kö-nige losstürzte, die Palisaden aushub und unter dem fürchterlichsten Kanonenfeuer den Sturm wagte. Schon hatten zwey Officiere den Wall bestiegen, wurden aber sogleich niedergestossen. Umsonst griffen die übrigen Schweden mit glei-chem Ungestüm an. Mehr als ein Umstand ver-eitelte ihre Anstrengungen. Die Kopenhagener hatten auf die Warnung Uhlefelds und des Eng-lischen Gesandten die Graben sorgfältig vom Eise befreit, unausgesezt sprühte ihr Geschüz Verder-ben, und der Schweden Sturmleitern und Brücken waren zu kurz, um ihnen die nothwendigen Dien-

ste

sie zu leisten. Zugleich entflammte König der III. den Muth seiner Getreuen; er stand am Westerthore am Punkte des Hauptangriffes, wie er versprochen. Umsonst hieß Karl noch den General Strenbock mit dem Smalandischen Regiment vorrücken; er stürzte im Anrücken, von einem Stücke Eisen tödlich auf der Brust getroffen, im Anmarsche nieder; es blieb dem König nichts übrig, als mit Annäherung des vollen Tages den Befehl zum Abzug zu geben. Tief schmerzte ihn die Vereitlung dieses Unternehmens, das er gegen den Rath seiner Officiere gewagt und selbst im Tode ängstigten ihn die Opfer, die er ihm dargebracht hatte. Wohl war aber auch ein solcher Ausgang verschuldet durch die kühnen Anschläge, die Karl Gustav, mit der Eroberung von Kopenhagen verbunden hatte und zu welchen nur Streben nach falscher Größe, nicht Recht und Menschlichkeit als Bestimmungsgründe vorgeherrscht hatten.

König Heinrich II. von Frankreich, als Schützer der Teutschen Freyheit.

Als der Französische König, Heinrich II., in den Teutschen Partheyungen, welche die Reformation veranlaßt hatte, einen Vorwand fand, sich auf vortheilhafte Weise in die Teutschen Händel einzumischen, ging er mit dem Kurfürsten, Moriz von Sachsen, in ein Bündniß gegen Kaiser Karl V. ein. Als Preis dafür bedung er sich die Abtretung von Metz, Toul und Verdun. Nach dem Abschlusse dieses Vertrages von Chambard am 3. Februar 1552 ließ Heinrich von Fontainebleau ausgehen einen „Sendbrief an die Kür- und Fürsten, Stände und Städte des heiligen Reichs Teutscher Nation," darinnen er sich seiner itzigen Kriegsrüstung halber auf das kürzeste erkläret. Dieser Sendbrief war in Teutscher Sprache gedruckt, den Titel zierte das Sinnbild der Freyheit, ein Huth zwischen zwey Dolchen mit einem darunter fliegenden Zettel: Freyheit! (Libertas!) und dem Lateinischen Titel des Königes, der den stolzen Beisatz hatte: Rächer der Teutschen Freyheit und der gefangenen Fürsten! (Vindex libertatis Germanicae et Principum captivo-

tivo-

tivorum!) So gut verstand es das Französische Kabinet schon damahls, den eigennützigsten Handlungen großmüthige Zwecke unterzulegen. Der König wagt es, in diesem Manifeste bey Gott dem Allmächtigen und bey seinen königlichen wahren Worten zu bezeugen, daß er in diesem Kriege nicht im Geringsten seinen eigenen Nutzen, oder Gewinn suche, sondern einzig und allein dahin trachte, die Freyheit der Teutschen Nation und des heiligen Reiches zu fördern, die Fürsten, Stände und Städte desselben von der erbärmlichen Dienstbarkeit, die gegenwärtig auf ihnen laste zu befreyen, den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen ihrer langen Gefangenschaft zu entledigen und sich dadurch einen so unsterblichen Ruhm als einst Flaminius durch die Befreyung von Griechenland zu erwerben.

Eduard

Eduard Fortunatus, Markgraf von Baden.

Eduard Fortunatus aus dem markgräflichen Badenschen Stamme der jüngern Baaden-Baadenschen-Linie befleckte seinen hohen Ursprung durch verbrecherische Thaten. Er war des Markgrafen, Christoph III. zu Rademacher ältester Sohn; seine Mutter, Cäcilia, Gustav I. Königs von Schweden Tochter, hatte ihn am 16. September 1565 gebohren. Da sein Vetter, Markgraf Philipp, ohne Erben starb, so fiel die Landesregierung des oberen Theiles der Markgrafschaft Baden auf Eduard Fortunatus. Bey der ansehnlichen Schuldenlast, welche auf diesem Gebiethe haftete, ermahnte Markgraf Ernst Friedrich zu Durlach seinen Verwandten, sich des öffentlichen Jammers zu erbarmen und denselben durch kluge Mittel zu mildern. Allein diese Erinnerung verlohr bald alle Wirkung und ein üppiger und ungeregelter Aufwand vermehrte noch die öffentliche Noth. Einmahl verstrickt in den Irrgewinden des Unrechtes mochte Eduardus Fortunatus keinen Ausweg mehr finden. Man hörte jezt von mörderischen Angriffen, von Strassenraub

und

und Beunruhigung Fremder und Durchreisenden. An diesen Unthaten hatten des Markgrafen Hofdiener Antheil und bey einigen war er sogar selbst zugegen. Seine Gastgeber oder Zöllner auf dem Lande waren selbst unter Androhung von Leibes- und Lebensstrafe beauftragt, von den Kauf- und Fuhrleuten, Krämern und Gästen, welche ihrem Erachten nach Geld oder Geldes-Werth bey sich führten, sogleich, es sey zur Tages- oder Nacht-Zeit, nach Baaden oder wo sich Eduard sonst aufhielt, Anzeige zu machen und Niemand unangemeldet und ohne sein Vorwissen durchreisen zu lassen. So unterrichtet, konnte der Markgraf seine Schlingen legen. So überfiel er mit vier Dienern, von welchen zwey das Gesicht ganz vermummt hatten, einer aber geschwärzt war, den Roßkamm, Herrmann Schwerdfeger, aus Heravorden gebürtig, am 5. Junius 1594 bey dem Kreewinkel und Mühlburg auf offner Straße, riß ihn vom Pferde herunter, wickelte ihm den Mantel um den Kopf, sezte ihn dann wieder zu Pferde und führte ihn so in ein Gehölz, wo er ihn an einen Baum band und, nachdem er sein Gewehr losgelassen, 330 Rthlr. mit den Worten abnahm: „Weil Du noch ein junger Kerl bist, will ich Dir das Leben lassen, aber hohl mich der Teufel, wenn es auskömmt, so erschieße ich Dich!“ So entfernten sie sich und überließen den Unglücklichen, der mit den Händen rückwärts an einen Baum festgebunden war, seinem Schicksal. Solcher Entsetzen erregenden Handlungen machte

 sich

sich ein Teutscher Reichsstand schuldig! Auch das Münzen von falschem Gelde führte er aus und bediente sich dazu der Hilfe eines verdorbenen Italienischen Seidenkrämers. Das Preßzeug hatte er in Augsburg erkauft und er selbst war meistens zugegen und legte persönlich Hand an. Das falsche Geld wurde sogleich zu Frankfurt am Main und an andern Orten ausgegeben. Dem Markgrafen Ernst Friedrich stellte er mit Gift nach dem Leben, und da ihm dieser Anschlag mislungen war, ließ er ihm auf einer Reise von Durlach nach Hochberg bey Offenburg einen Hinterhalt legen. Aber auch dieses Vorhaben schlug fehl. Der Markgraf Ernst Friedrich hatte es unter solchen Umständen sich und dem Lande schuldig zu seyn geglaubt, den Obertheil der Markgrafschaft in Besitz zu nehmen; die Aemter, Städte, Flecken und Dörfer unterwarfen sich auch willig ihm, als dem ältesten Agnaten des fürstlichen Hauses in der Hoffnung, durch ihn vom gänzlichen Verderben errettet zu werden. Der Markgraf Eduard entwich hierauf in die Niederlande, begab sich in die Dienste des Erzherzogs Albrecht von Oestreich und verehlichte sich mit Maria, Freyinn von Riviere, Jodocus von Eicken, des Prinzen von Oranien Hofmarschalls, auch Gouverneurs von Breda Tochter. Er endigte auf eine, seinem Leben entsprechende Weise. Als er am 18. Junius 1600 auf der Hochzeit seines Sekretärs in voller Betrunkenheit und wil-

der Gierde einem jungen Mädchen nachlief, stürzte er von der Treppe und brach den Hals.

Seine zwey Söhne, Wilhelm und Heermann Fortunatus, wollten ihre Vettern, die Markgrafen von Durlach, nicht als lehensfähige Fürsten anerkennen. Der Kaiser Ferdinand II. aber, der die Einziehung des obern Theils der Markgrafschaft durch Ernst Friedrich misbilligte, auch sie den Erben und Söhnen nicht vorenthalten wissen wollte, brachte am 27. May 1627 zu Wien einen gütlichen Vergleich zu Stande.

Große Hungersnoth im Jahre 1637.

Das anhaltende Kriegsfeuer, welches durch die Spaltung der Glaubensmeinungen angeregt worden war, der größere Mangel an Kriegszucht, unrichtige Begriffe von Behandlung überzogener feindlicher Länder, langwierige Belagerungen und dergleichen Umstände mehr, machten sonst die Kriege für den Augenblick drückender und in ihren Folgen gräßlicher als in der neuern Zeit, in der völkerrechtliche Ideen selbst unter dem Getöse der Waffen noch Ansprache fanden. Daher hört man auch noch aus dem dreyßigjährigen Kriege einzelne Schilderungen Herz zerreißenden Jammers.

So herrschte 1637 in Worms und weit umher scheußliche Hungersnoth, welche die eingelegte Besatzung vermehrte: denn die gefühllosen Kriegsleute nahmen unter dem Vorwande der schuldigen Contributionen und Rückstände Nahrungs- und Lebensmittel, vorzüglich die theuren Uiberreste des Weinstockes. Der Landmann, dem äußersten Hunger Preis gegeben, mußte sich von Gras, Kraut, Wurzeln, dürren oder grünen Blättern, ohne Brod und Würze ernähren.

ren. Noch wäre diese Kost erträglich gewesen, aber, das dringendste Bedürfniß zu stillen, mußte man selbst zu Häuten und Fellen von Pferden, Ochsen, Schafen, Hunden, Katzen, Ratten, Zuflucht nehmen, selbst solche Thiere wurden aufgesucht, welche schon Wochen lang dem Reiche der Verwesung angehört hatten. Um Pferdefleisch schlugen und rauften die Menschen sich bis auf das Aeußerste, nicht schonte mehr Einer des Andern, Gottesäcker wurden durchwühlt, Gräber aufgebrochen, Hochgerichte erstiegen und die Toden verzehrt; an der Schwester sättigte sich der Bruder, an der Mutter die Tochter. Am Anfang des Jahres 1637 sah man nächst Worms an einer einsam stehenden Mühle einen Haufen Bettler, welche bey einem Feuer unter hellem Himmel das Fleisch der erwürgten Menschen kochten, deren sie sich im Vorübergehen hatten bemächtigen können. Nachdem man sie verjagt, fand man in den Töpfen noch Arme, Hände, Füße. Aehnlicher Beyspiele — erschütterten sie das Gemüth nicht allzu sehr — ließen sich mehrere aufführen. Von Frankfurt am Main und der Umgegend sammelte sich das Volk um die Aasgruben und fraß vom gefallenen Thiere mit solcher Gierde, daß es sich oft nicht Zeit ließ, zu warten, bis die Haut oder das Fell abgelößt war, sondern sich oft auch noch während der Ablösung um Stücke Fleisches balgte. Einige bereiteten sich sogar von gefallenem Vieh geräuchertes Fleisch. In Frankfurt war auf der Straße

kein Hund mehr sicher; sogleich fingen ihn die Armen auf und verzehrten ihn gleich Wildpret. Sogar an Menschen wurde nächtlicher Weile Hand gelegt. — Dieser Jammer griff noch weit um sich; ihn aufzurollen, würde nur zurückschrecken.

Kurfürst

Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz
und die schöne
Raugräfinn, Louise, geb. v. Degenfeld.

Der Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz kam 1649 auf der Rückkehr aus England in seine Lande nach Kassel. Hier machte die Prinzessinn des verstorbenen Landgrafen, Wilhelm V., ein Frauenzimmer von 22 Jahren, einen solchen Eindruck auf ihn, daß er sie zur Gemahlinn wünschte. Die Mutter, Amalia Elisabetha, eine gebohrne Gräfinn von Hanau, eine verständige Frau, machte den Fürsten auf den großen Eigensinn ihrer Tochter aufmerksam, mit der Befürchtung, er möchte in seinen Hoffnungen einer glücklichen Ehe getäuscht werden. Allein der Kurfürst, dem das Zauberlicht seiner Neigung die Zukunft verschönerte, versprach, seine Auserlesene durch ein liebreiches Betragen zu gewinnen, ohne zu bedenken, wie wenig wir arme Sterbliche die Bürgschaft für ein fremdes Herz auf uns nehmen können. Die Mutter, entwaffnet, führte nun selbst Fürsprache für den Werber und Charlotte, welche ihre Blicke zuvor auf den

Herzog Friedrich von Wirtemberg gerichtet hatte, ließ sich zur Heirath bewegen. Es erfolgte diese am 20. Februar 1650 zu Kassel. Aus dieser Ehe entsprangen nach einander zwey Kinder, zuerst der nachmahlige Kurfürst Karl, dann im nächsten Jahre die Prinzessinn Charlotte Elisabetha, welche mit dem Herzog von Orleans vermählt ward. Durch die mütterlichen Pflichten wurden die Verhältnisse der Fürstinn zu ihrem Gemahl nicht inniger, vielmehr zeigte sich an ihr allmählig eine Kaltsinnigkeit, welcher der Kurfürst durch allerley absichtliche Vergnügungen entgegen zu wirken versuchte. Umsonst! seine Gemahlinn verschloß sich sogar öfter in ihr Kabinet und wies Karl Ludwig, wenn er anklopfte, mit harten Worten ab. So sehr den Kurfürsten diese Behandlung schmerzte, so ertrug er sie doch mit Mäßigung und nahm seine Gemahlinn sogar 1653 auf den Reichstag nach Regensburg mit sich. Ihr Benehmen konnte ihren Gemahl, nach den glaubwürdigern Berichten, auch hier nicht zufrieden stellen; sie vernachläßigte die öffentliche Meinung und auch die Sorge für ihren eignen Körper so sehr, daß sie einmahl, schwanger, einen beynahe schimpflichen Fall vom Pferde that, so daß sie, der Folgen desselben halber, noch nach des Kurfürsten Abgang eine Weile zurückbleiben mußte und endlich in Heidelberg den schwächlichen Prinzen Friedrich, der auch bald nach der Taufe starb, zur Welt brachte.

Des

Des Kurfürsten häusliche Stellung zu seiner Gemahlinn ward jezt täglich unangenehmer, die leztre versagte ihm jede Berührung, wies auch die Versuche fürstlicher Personen und redlicher Räthe zur Herstellung der Gatten-Eintracht hartnäckig ab. Da selbst ihr Bruder Ludwig, Landgraf von Hessen-Kassel, als Friedensstifter persönlich nach Heidelberg gekommen war, begleiteten ihn auf der Rückreise der Kurfürst sowohl als die Kurfürstinn bis Weinheim. Mit Absicht hatte man veranstaltet, daß sich für beyde im Nachtlager nur ein Bett befand, die Kurfürstinn weigerte sich aber dem ungeachtet, dieses mit ihrem Gemahl zu beschreiten und brachte die Nacht lieber auf einer harten Bank zu.

Eine solche schneidende Behandlung, die allen Reiz holder Weiblichkeit in den Augen des Gemahls auslöschte, entfernte auch Karl Ludwig zulezt von der Kurfürstinn. Noch einmahl ließ er an diese durch seinen Hofmarschall eine ernstliche Warnung ergehen, aber auch sie fand kein Gehör. Der Kurfürst, noch in den Jahren der vollen männlichen Kraft — er zählte erst vierzig Jahre — dabey von einem Gemüthe, das gerne Liebe empfing und zurückgab, konnte seine vereinzelte Stellung nicht ertragen; sein Herz mußte von einem andren Gegenstande zarter Neigung erfüllt werden. Unter den Hoffräuleins der Kurfürstinn war Louise von Degenfeld, gebohren zu Strasburg im November 1634, Chri-

stoph Martius Freyherrn von Degenfeld und Anna Maria Adelmann von Adelmansfelden Tochter gewesen. Diese ausgezeichnete Schönheit fesselte den Kurfürsten; sie ward 1657 seien förmliche Geliebte. Die Kurfürstinn, welche dem Gatten ihre Neigung versagt hatte, konnte doch nicht ertragen, daß dieser sich einer Fremden zuwendete: sie wollte die Degenfeld mit einer Pistole erschießen, der Kurfürst trat aber dazwischen und versezte ihr dafür eine derbe Ohrfeige. Hierauf ging er mit Louise nach Schwetzingen, dann nach Frankenthal und Friedrichsburg und ließ seine Gemahlinn in Heidelberg sitzen. Sie begab sich, voll Verdrusses, 1665 nach Kassel und kam nicht mehr zurück.

Louise, welche einer vortrefflichen Erziehung genossen, einen ausgezeichneten Verstand besaß und sich in mehrern Sprachen vervollkommnet hatte, vereinigte in sich solche Eigenschaften, daß sich Karl Ludwig durch die edelsten Bande unzertrennlich an sie geknüpft fühlte. Er trug daher keinen Anstand, sie, wie man sich damahls ausdrückte, sich förmlich ehelig beyzulegen, verschaffte ihr vom Kaiser den Nahmen und die Würde der Raugräfinn und zeugte mit ihr bis 1677 acht Söhne und sechs Töchter, welche aber den Nahmen von Raugrafen und Raugräfinnen erhielten. Louise versöhnte sich durch ihr Gemüth alle Menschen; die Stimme der Misgunst konnte an ihr keine Schuld finden. Stille und

zurück-

zurückgezogen, unempfindlich gegen das rauschende Vergnügen, lebte sie ihrem Gemahl. Ihre 14. Schwangerschaft war von bedenklichen Anzeichen begleitet. Als sie die Annäherung ihres Todes fühlte, bereitete sie sich auf diesen würdig vor. Nachdem sie sich das Abendmahl am 10. März 1677 hatte reichen lassen und von Karl Ludwig mit großer Wehmuth Abschied genommen, gab ihr dieser liebend die Hand und versprach ihr, was sie verfügt, zu halten; dafür dankte sie ihm und segnete ihn. Auf des Pfarrers Frage: ob sie nichts auf ihrem Herzen habe? antwortete sie: „nein!“ Als ihr Gemahl dieselbe Frage stellte, erwiederte sie ihm: „Ich habe kein andres Anliegen als dieses, daß ich, meinem dauernden Wünschen und Streben gemäß, Euer Kurfürstlichen Durchlaucht nicht genug habe gefallen können.“ Bey steigender Schwäche starb Louise am 18. März frühe bald nach 5 Uhr. Als sie im lezten Kampfe war, hielt sie der Kurfürst immer bey der Hand. Sie war etwas über 42 Jahre alt geworden. Viele fürstliche Personen und besonders der Herzog von Zweybrücken, auch die Herzoginn von Simmern, bezeugten dem Kurfürsten die aufrichtige Theilnahme an ihrem Tode. Da die Raugräfinn öfter gebethen hatte, man möge ihren Leichnahm nicht balsamiren, so erfüllte Karl Ludwig auch diese Bitte; doch wurde er am 3. April in dem Gewölbe der neu erbauten Kirche zur heiligen Eintracht fürstenmäßig beygesezt. Ihr Gemahl selbst verfertigte auf sie folgendes Trauergedicht:

Auf den,
den 18. März 1677 zu Friedrichsburg am Rhein
selig verblichenen Leichnahm
der Hochwohlgebohrnen Frauen
Louise, Raugräfinn zu Pfalz,
gebohrne Freyinn von Degenfeld,
welchen sie zu balsamiren verbothen:

Blutsschweiß der verwundten Herzen
Beitzen diesen Körper ein,
Balsame unwürdig seyn,
Dessen reine Haut zu schwärzen.

Tugendhafter Seelen Caste,
ungefärbtes Fleisch und Blut,
leidet nur, daß Liebes Gluth,
die unsterblich, euch betaste.

Eilt euch dann, adlige Träger,
zu versetzen in die Ruh
was verweslich ist, dazu,
dienet neu gewölbtes Läger.

Aber das unsterblich Wesen
trotzet Haß und Neid's Gefahr
groß und kleiner Freuden=Schaar
Nun es ist von Leib gewesen.

I. B. L. V. T. A. S. S. V. B. I. T. C. L. P. C.

(d. i.: In Betrübniß, Leid und traurigem Andenken Seiner selig Verstorbenen betrauert Ihre Tugend Karl Ludwig, Pfalzgraf Kurfürst.)

Uiber

Uiber den Abkömmlingen der Raugräfinn und über ihrer eignen Asche waltete ein düsteres Geschick. Von ihren dreyzehn Kindern starben alle, ohne das Geschlecht fortzupflanzen. Die friedliche Stätte, an der sie selbst ruhte, ward entweiht, als die Franzosen 1689 in der Pfalz wütheten. Als sie hier auch die prächtige Eintrachtskirche zerstörten, öffneten sie die beyden schönen zinnernen Särge der Raugräfinn und ihrer Tochter, warfen die Gebeine weg und nahmen das Zinn mit sich fort. Die Uiberreste der Toden wurden nachgehends wieder gesammelt, in einen neuen zinnernen Sarg gethan und in der Wallonischen Kirche zu Manheim im Stillen beygesetzt.

Aus der Geschichte der Stadt Augsburg.

Im 16. Jahrhunderte herrschte in Augsburg die sonderbare Mode, daß Stutzer Sanduhren, welche auch die Minuten anzeigten, am Fuß unter dem Kniee trugen. Um 1558 trugen sie kleine runde Schlaguhren vorne auf der Brust hängend.

Die Armbrust- und Bogenschützen hielten schon im 14. Jahrhundert ihre Uibungen und schossen um mancherley Dinge, z. B. um einen Bären. Gemeiniglich aber bestand der Vortheil in Hosen, die das Bauamt bezahlte.

Im 15. Jahrhundert kommt vielfältig der Gebrauch vor, mit ein Paar Hosen Geschenke zu machen. Aus den Baurechnungen findet man, daß sie öfter für allerley Dienste gegeben worden.

1391 wurde allen jungen Leuten und Fremden untersagt, im Panzer und Harnisch in der Stadt umherzugehen, auch bloß den Bürgermeistern und den Ihrigen zugestanden, Degen und lange Messer zu tragen.

1440 verordnete der Rath, daß die lieder=lichen Weibspersonen nicht mehr, gleich ehrbaren Frauen, Stürze, Seide, korallne Pater noster tragen, an ihren Schleyern einen grünen, 2 Finger breiten Strich haben, auch auf der Straße ohne Magd erscheinen sollen.

1496 wurden die üblichen hölzernen Schuhe abgelegt und nach Burgundischer Mode Schuhe mit langen Schnäbeln getragen. Im Anfange des 16. Jahrhunderts (1515 — 1520) ließ man die Haare, die zuvor über die Schultern herabhingen, abschneiden, dagegen aber lange Bärte wachsen.

Um 1540 fingen die Mannspersonen an, kleine leinerne Barette wie die Spanier zu tragen.

Um 1554 kam hier der Gebrauch der Pumphosen auf.

Die unter dem Nahmen der Geschlechtertänze bekannten Lustbarkeiten, an denen öfter gekrönte Häupter Antheil nahmen, wurden in einem eigenen Gebäude angestellt. Hatte der Rath die Erlaubniß dazu ertheilt, so ward die Gesellschaft durch die jüngsten Männer aus derselben in einer besondern altmodischen Kleidertracht dazu eingeladen. Gerne fanden sich auch Alte und Junge ein. Die Tanzlustigen erschienen in eignen, dazu schicklichen, zum Theil possirlichen Kleidern oder Masken, jedoch ohne verdecktes Gesicht; die Tänze waren im echten Teutschen Geschmacke nach

Zin=

Zinken, Pfeifen oder Schalmeyen, Dudelsäcken, Zittern, Trommeln, Posaunen.

Auf den Hochzeiten sah man oft die größte Pracht; besonders zeichneten sich die Fuggerischen aus. Sie veranstalteten dabey nicht bloß gewöhnliche Tänze, sondern auch Schlitttenfahrten, Stechen, Ringelrennen, Mummereyen und Maskeraden, ja große Aufzüge, bey welcher Menschen und Pferde in mancherley Gestalten und Kleidungen verhüllt waren. Das dauerte fort bis in die Zeiten des 30jährigen Krieges, seit denen sich allgemeine Abnahme des Wohlstandes zeigte, daher auch der Rath 1628 solche Mummereyen und Fastnachts-Lustbarkeiten untersagte. Jene waren übrigens um die Fastnachtszeit von den ältesten Zeiten her gewöhnlich; unstreitig trug zu ihrer Aufnahme der lebhafte Verkehr mit Venedig sehr viel bey.

Die Fechterspiele wurden von ganz gemeinen Handwerksleuten aufgeführt. In allen großen Städten Teutschlands gab es darinn gewaltige Männer. Sie brüsteten sich mit kaiserlichen Privilegien, bildeten 2 Brüderschaften, die Meister des langen Schwertes oder Federfechter, und die Marxbrüder oder Freyfechter; beide hatten ihre Vorgeher, welche die Schulen hielten, standen aber oft gegen einander in Uneinigkeit. Sie nannten ihre Handgriffe im Kämpfen mit dem Schwerte, den Duseggen, Stangen, Hellebarden, Dolchen, Spießen, sogar eine ritterliche Kunst, hielten ihre Schulen

Schulen und hatten ihre vom Magistrate bestätigte Ordnung. Der Hauptsitz ihrer Kunst war in Frankfurt am Main. In Augsburg hielten sie ihre gemeinen Schulen auf dem Tanzhause, wo oft auch Fremde ihre Kunst zeigten. Für 2 Pfenninge Eintrittgeld konnte Jedermann zusehen; erst 1600 durften sie einen Kreuzer nehmen. Nachdem 1632 das Tanzhaus abgebrochen worden war, hatten sie keinen fernern Tummelplatz. 1637 bequemte sich aber ein Bürger und Methsieder, Nahmens Conrad Bodenehr, seinen Hof und Stadel zum Fechtplatze zurichten zu lassen, verschaffte sich auch ein Privilegium. Aus dem letztern entstand ein Theater und in dem erstern ließ der Unternehmer für die Junker und Standespersonen Gänge bauen, das ältere Almosen aber erhielt die Erlaubniß, von jedem Zuschauer bey Fechtschulen 2 Pfenninge, bey Comödien 1 Kreuzer Almosen zu fordern. Bodenehr verkaufte Gebäude, Theater, Schule und Gerechtigkeit 1661 an das ernannte Almosen. Noch dauerten die Fechterübungen einige Zeit fort, bis sie endlich, im Misklange mit der allgemeinen Denkweise, erloschen.

Pferde wurden hier schon frühe künstlich abgerichtet. In den Baurechnungen von 1481 kömmt vor: „xiiij fl. Ulrichen Schmucker für ain Pfärit, das zum stechen recht thut das ain Rat Marggraue Friederichen von Brandenburg vff sein gnaden schreiben, zu dem Gestäch gen Cöln ge-

schickt hatte, da Herzog Wilhelm von Gülch vnd Berg mit desselben Marggrauen schwester Hochzeit hielt.“ Pferderennen wurden vom Magistrate selbst ausgeschrieben und die Herzoge von Baiern und andere hohe Gäste dazu eingeladen. Feyerlich fanden sich dabey Bürgermeister, Bauherren, und Stimmirherren, unter deren Aufsicht die Rosse gesiegelt worden, ein. Der Stadtvogt erschien mit seiner Wache auf der Bahn zu Pferde und mußte auch, wenn man in die Stadt zurückzog, um die Gewinnste in die Häuser der Sieger zu bringen, den Zug anführen. Die Preise bestanden gewöhnlich in einem Stücke rothen Tuches von 40 fl., einer schönen Armbrust zu 6 fl. einem mit Silber beschlagenen Pferde zu 4 fl. und endlich in einem gemästeten Schweine. Bey dem Rennen mußten sich die Stadtpfeifer beständig hören lassen. Sie waren vorzüglich im 16. Jahrhunderte beliebt.

Im 15. Jahrhunderte gab es eine Menge Virtuosen im Dienste großer Herren, welche, da die letztern sich selten zu Hause befanden, im Lande vorzüglich in großen Städten umherzogen und einen Zehrpfenning suchten. In den Baurechnungen von der Hälfte dieses Jahrhunderts an kommt ein eigener Abschnitt mit der Aufschrift: von den fahrenden Leuten vor. Darunter sind und zwar größten Theils Pfeifer, Trompeter, Pauker, Posauner, Personanten, Lautenschläger, Zinkenmeister, auch Sänger begriffen; es kommt sogar ein

ein Dichter und Kapellmeister vor. Man fertigte sie mit einem Gulden oder dergleichen ab. Pfeifer hatte die Stadt immer selbst; sie wurden gekleidet und hatten silberne, mit der Stadt Wappen versehene Schilde. 1488 heißt es in der Rechnung: „Jl fl. ij tb. v. G. ij Pfenning fünff pfeiffern von dem pfeiffen das Sy unterm fraden Amt (Hochamt) das ain Rat Gott zu lob als der Römisch känig (in Brügge) erlediget worden ist hallten lassen hat, gepfeiffet haben."

Der Meistergesang blühte auch in Augsburg. Ungefähr um 1534 brachten Meister und Sänger gemeiner Schule der Stadt bey dem Rath eine Bittschrift an, es möchte ihnen erlaubt werden, statt der eine lange Zeit her üblichen heidnischen Fabeln und Historien geistliche Lieder zu singen, wie ihre Vorfahren schon 600 Jahre vorher gethan. Sie beriefen sich darinn auch auf eine alte Raths-Ordnung und bathen ihre Schulen an deu Sonntagen vor den Abendpredigten halten zu dürfen. Es ward ihnen darauf sogar die Barfüßerkirche hiezu bewilligt, dann aber bezogen sie eine Stube in der Jakobspfründe. In diesen Schulen wurden eigentlich nur geistliche Lieder und Erzählungen abgesungen. Die Vorsteher der Gesellschaft waren die Merker und Büchsenmeister, von welchen jene theils zu Beobachtung guter Zucht und Ordnung, theils zur Bestimmung der Preise, die in Kronen bestanden, bestellt waren. Die Meisten sangen, wie bekannt ist, nach besondern Weisen, als der

überkurz Abendroth-Weiß, der Weber-Krätzen-Weiß, dem Frauenleibston, dem vergessenen Ton u. s. f. Wenn sie sangen, wurde ihnen eine vergoldete Kette mit verschiedenen Schildern um den Hals gehangen. In der Jakobspfründe schmolz die Gesellschaft sehr zusammen, sie kam aber wieder auf das Neue in Aufnahme und hielt ihre Schulen bald in der Kirche zum H. Kreuz, bald zu St. Stephan und St. Jakob, auch in St. Martins-Schule und endlich in Privathäusern und Stadeln. Gewöhnlicher Weise wurden sie an hohen Festtagen geöffnet und dann Lieder gesungen, welche sich auf die Feyer bezogen, oder sie hielten sie auch an Sonntagen, an welchen der Sänger freyere Wahl hatte, doch mußten die Lieder jederzeit eine biblische Geschichte oder eine Glaubenslehre zum Gegenstande haben. Diese Singschulen dauerten bis 1701. Diese Meistersänger waren zugleich Schauspieler und erhielten sich als solche tief in das 18. Jahrhundert. Ihr erstes Spiel ward 1540 bey St. Martin unter dem Titel: die fünf Betrachtungen aufgeführt; der jüngste von den Meistern stellte dabey die Frauensperson vor. Dann hatten sie ihren eigenen Comödienstadel in der Jakobs-Vorstadt. (Wie sich an diesen die Geschichte der neuern Schauspieler anschließt, kann man in Fr. E. v. Seida Geschichte der hiesigen Stiftungen rc. II. B. S. 816. nachlesen.)

Schauspiele wurden hier übrigens auch schon längstens von der Jugend aufgeführt. Schon

1497 erschienen einige Lateinische Comödien, welche wirklich dargestellt worden sind. Dann führte Xystus Birk oder Betulejus, Rector zu St. Anna im Gymnasium daselbst Schul-Comödien ein, von welchen die erste unter dem Nahmen Lucinaris 1538 aufgeführt ward. Die Schüler erhielten dafür aus dem Bauamt ein Geschenk von 6 fl. und Birk bekam 2 fl. die letzte Darstellung der Art fand 1737 unter dem Rector Crophius statt. Bey dem katholischen Lyceum dauerten sie fort, und es ward 1739 für sie ein artiges Gebäude angelegt, welches jezt der k. Cavallerie zur Reitschule dient.

1530 ward hier vor dem Kaiser Karl V. eine sogenannte stumme Comödie aufgeführt. 1549 erhielt ein Teutscher Schulmeister, Caspar Brunnenmayer, die Erlaubniß, mit seinen Knaben Comödien zu spielen. Erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts kamen die herumziehenden Gesellschaften oder Comödien-Banden auf. Man erlaubte solchen, auf dem Theater der Meistersänger zu spielen, weswegen sie sich mit diesen abfinden mußten. 1697 führten solche wandernde Künstler die erste Oper hier auf; der Director war ein Capellmeister aus Braunschweig, der aber auch neben seinen Leuten hiesige Sänger und Sängerinnen aufnahm und sich hohe Bewunderung verschaffte.

* * *

Bis 1589 schlugen alle Uhren in der Stadt nur Stunden.

Im Jahre 1420 errichtete Ulrich Peutinger in der Jakobsvorstadt das erste Bad, in dem man in Wannen, auch warm um Geld im Frühlinge und Herbst baden konnte.

Schon 1443 entdeckte man hier den Betrug der Weinverfälschung, welche ein Paar Jahre zuvor ein gewißer Martin Leyr aus einem Städtgen in Franken die Teutschen Weinschenken und Fuhrleute gelehrt hatte, den Most, damit er nicht vergähren sollte, mit Speck bis auf den Frühling trüb zu erhalten, den gesottnen Wein süß, mit Schwefel zu klären, mit Gewürzen anzumachen u. dgl. m.

Ein Hazardspiel, das Primiren, war in Augsburg stark im Schwunge 1568 wurde Cph. Gering aus dem Rathe gestoßen, weil er auf der Herrenstube darinn in wenigen Stunden über achthalbtausend Gulden verspielt hatte.

1574 im März verlas der Jesuit, Georg Wolfschedel, der im Dom predigte, einen bischöflichen Befehl, zufolge welchem Niemand, der den Wechslern und Kaufmannsgesellschaften Geld vorstrecken würde, absolvirt und zur Communion gelassen werden sollte. Da dieses der Kaufmannschaft

schaft höchst nachtheilig war, so brachte der Rath die Aufhebung des Verbothes zuwege.

* * *

Im Jahr 1393 ließ der Bischof Burkard einen Priester Heinrich von Bamberg, hieher kommen, welcher die Wiklesiten bekehren sollten. Da dieser Schritt den erwarteten Erfolg verfehlte, bewirkte er ein Dekret des Magistrates, vermöge dessen die, welche im Irrthume verharrten, dem Feuer überliefert, diejenigen aber, die ihm entsagten, um sie von den Nichtgefallenen zu unterscheiden, mit dem gelben Kreuze bezeichnet werden sollten; auch mußten sie 8 Tage lang täglich Paar und Paar mit brennenden Kerzen vom Dom nach St. Ulrich gehen, eine Buße, von der man jedoch gegen 70 fl. loskam! Es wurden mehr als 240 Personen beiderley Geschlechtes, welche nicht abschwuren und sich durch den Dominikaner, Peter Engerlin, nicht bekehren ließen, von den Bürgermeistern, Johann Langenmantel und Joh. Mangmeister eingekerkert und am Feste der heil. Margaretha durch das Feuer hingerichtet, die Bürger waren über das Verfahren in dieser Sache so erbittert, daß es beynahe zum Aufruhr kam. Ein Bürger, Hans Lutz, jagte den Heinrich von Bamberg auf öffentlicher Straße bis an die St. Leonhard's Kirche. Welser fällt von den Geopferten das Urtheil: sie seyen verurtheilt worden, unangesehen,

gesehen, daß ihre Lehre und ihr Bekenntniß in Gottes Wort gegründet und sie auch Peter Engerlin zu widerlegen und umzustoßen, nicht vermogte.

Johann Huß hatte in Augsburg viele Anhänger. Das Gäßchen, wo sie wohnten, empfing von ihnen den Nahmen Ketzergäßchen. Doch wurden sie nicht verfolgt, sondern man räumte ihnen vielmehr den Kreuzgang in St. Ulrichs Kirche zum Gottesdienste ein.

Als die Wiedertäufer in Winkeln und Gärten (daher man sie Gartenbrüder hieß,) einwurzeln wollten, wurden am 12. April 1527 in den Osterfeyertagen 105 Personen männlichen und weiblichen Geschlechtes als Anhänger der Sekte in eines Bildschnitzers Haus am äußern Lech auf des Rathes Befehl unversehens gefangen und in die Eisen gelegt. Hierüber frohlockten jedoch die Eingezogenen, anstatt in Schrecken zu gerathen. Am dritten Tage ließ man vierzig, welche freywillig der Stadt verzichteten, wieder los. An den andren versuchte der Magistrat Alles und ließ besonders Urban Rhegius, Stephan Agricola, J. Rana und den Mag. Cellarius mit ihnen disputiren. Der Erfolg dieser Gespräche war der gewöhnliche; waren auch die Wiedertäufer zum Schweigen gebracht, so erkannten sie sich doch nicht für überwunden. Man verfuhr nun schärfer gegen sie: die Einen wurden mit Ruthen ausgehauen, Andre mit glühen-

dem

dem Eisen durch die Backen gebrannt, die Rädelsführer mit dem Schwerte hingerichtet. 1528 zeigten sich die Wiedertäufer wieder, aber ihre Häupter, S. Salnünger und J. Tachser wiederriefen. In diesem Jahre wurde Eitelhans Langenmantel vom Sparren zu Leutershofen, wohin er der Wiedertäuferey halber verwiesen worden, von Dietpold von Stein, Obristen des Schwäbischen Bundes gefangen, erst nach Bobingen, dann nach Weißenhorn gebracht und dort enthauptet. Es hingen der Sekte noch viele Bürg.r insgeheim an. 1561 kam sie auf das Neue zum Vorschein.

1553 fanden die Schwenkfeldianer hier Eingang.

Um das Jahr 1569 war in Augsburg das Teufelaustreiben stark Mode.

* * *

In Welsers Chronik, (in der Teutschen Werlichischen Ausgabe) heißt es mit hoher Einfalt: „Nach diesem (dem vom Kaiser Rudolph bestätigten Stadtbuch) hat man alle Verträge und Streit zu urtheilen, zu richten und zu schlichten, lange Zeit allhier gepflegt, wie man auch noch heut zu Tage im Halsgerichte demselben nachgehet. Dann demnach der Zeit noch bey uns sehr wenige, der geschriebenen kaiserlichen Rechte

und

und gerichtlichen Prozesse Kundige erfunden wurden, sind alle Irrungen sowohl in peinlichen als andren Sachen in Teutschland und sonderlich in unsrem Schwabenlande sowohl in Gerichten als gütlichen Verträgen schlecht und gerecht nach der Schöffen und Richter, so eines aufrichtigen und erbaren Wandels waren, Gutdünken erwogen und erörtert worden. Und ist solche Art in allen Reichsstädten, fast ohne alle Auszüge und Ausflüchte, bis auf Kaiser Maximilian des Ersten Zeiten steif gehalten worden, welcher Kaiser demnach diese einfältige Weise und Gerichtsbräuche, beydes als altfränkische und im Rechten ungegründete von sich selbst abkommen und zu seiner Zeit allerley Künsten und gute Disciplinen wiederum herfürgebrochen und sehr aufgestiegen, hat er auch des geschriebenen weltlichen Rechtens Uibung in die Gericht und Rathhäuser eingeführt und das löbliche Kammergericht den Teutschen zum Besten zuerst aufgerichtet."

1386 unter Ulrich Langenmantel (III.) und Hans Rhem (III.) ward zuerst den Bürgern, die in Haß und Zwietracht mit einander lagen, oder sonst gegenseitig Haß und Neid, Friede und Einigkeit gebothen, so daß, wer förder gegen der Bürgermeister Geboth in Worten oder Werken frevelte, sogleich ohne Gnade in die Eisen gelegt werden sollte. Damahls entstand auch der Gebrauch, daß, wer den Andern verwundete, oder auch nur die Wehre gegen ihn zog, sich binnen

nen 24 Stunden bey dem Bürgermeister selbst angeben mußte. Es waren 2 des Rathes verordnet, vor welchen die Polterer ihr Verbrechen persönlich bekennen mußten. Diese legten nachmahls dem Frevler von jeder Wunde von Amtes wegen 2 fl. Strafe auf, daher sie auch Wundmeister hießen.

1388 im Kriege der Städte gegen Baiern haben die Augsburger zuerst Handwehre (Fäustlinge) gebraucht. Anno 1390 sind die Büchsen aufgekommen, durch welche, wie Welser sagt, mancher tapfre und streitbare Held sein Leben schändlich verliehrt. Die Augsburger sendeten damahls Blaubeuren einige geschickte Hackenschützen.

Von der Erscheinung der Zigeuner heißt es bey Welser, 1418 kamen hieher den 1 des Wintermonathes unbekannte und schwarze Landfahrer, ungefähr, ihrer 50, die auch einen großen Haufen häßlicher Weiber und ungestalteter Kinder mit sich führten, über welche 2 Herzoge und, wie sie sagten 2 Grafen herrschten und gaben vor, sie wären arme, verjagte Leute aus dem kleinen Aegypten und könnten von künftigen Dingen wahr- und weißagen, wie man aber die Sache besser beym Lichte besehen, hat sich befunden, daß es lauter Schelmen und Galgenschwengel gewesen, die wir jezt Zigeuner nennen.

1422 sandte Augsburg der Stadt Rothweil gegen Fritz von Hohenzollern 50 Soldaten,

die

die nicht mehr Landsknechte, sondern Gesellen und ihres Banketirens halber Schlemmer, von den Sachsen aber Vitalioner genannt wurden und täglich 4 Groschen Besoldung erhielten.

1429 wurde in Augsburg ein Krämer verfälschten Safrans halber — zum Feuer verurtheilt und nur auf Fürbitte kam er mit dem Leben davon.

Als man 1457 am Thomastag, das Almosen austheilte, wurden 4200 Bettler gezählt.

Als am 24. September 1474 der Kaiser Friedrich III Augsburg verließ, entstand mit seinem Hofgefolge, da nicht Alles bezahlt worden war, Streit. Die Zunftmeister der Schmiede giengen sogar so weit, daß sie einer mäßigen Forderung halber die kaiserlichen Pferde anhielten. Den bey dieser Gelegenheit erhobenen Auflauf mußte die Stadt mit 4000 Goldgulden Strafe büßen. Mit Mühe besänftigten noch Welser und Hans Vittel den Kaiser, bey dem sie in hohem Ansehen stunden.

Die

Die Abschaffung des Zunft-Regiments in Augsburg.

Seit dem Reichstage, welcher 1530 in Augsburg gehalten worden, hatten sich die Aussichten der Fürsten und Stände, welche sich zur evangelischen Lehre bekannten, immer mehr getrübt, so daß endlich kein friedlicher Ausweg mehr geöffnet, sondern sich gegen Kaiser Karl durch Gewalt schützen zu müßen, tief gefühltes Bedürfniß war. Zu Schmalkalden bildete sich bekanntlich der Bund, welcher die Glaubensfreyheit in Teutschland durch eine drohende Stellung retten sollte. In diesen trat im Jahre 1536 im Monat May auch die Stadt Augsburg, welche, durch den Drang der Umstände beängstigt, aus dem kleinen Rath 4 Kriegsräthe ernannt hatte.

Offen verfolgte die Stadt den Zweck, um dessen willen sie in den Schmalkaldischen Verein getreten war; sie unterstützte ihre Verbündeten durch Kriegsmittel, sorgte für ihre eigne Befestigung, übertrug 1543 die Vertheidigungsanstalten den 13 ältern Gliedern des Raths, versorgte das Zeughaus mit Geschütz. Mochten auch von

Seite

Seite des Kaisers und seiner Anhänger ernste Drohungen fallen; man ließ sich doch nicht abwendig machen. Auch gewann die Stadt damahls einen Helden, dessen Einsicht, so wie ritterlichem Muth sie fest vertrauen durfte. Sebastian Schertlin von Burtenbach stellte sich an die Spitze von 5200 Mann. Er, unter seinen Zeitgenoßen des Krieges von Grunde aus kundig, Befehlshaber der städtischen Völker, griff den Feind auf der gefährlichsten Stelle an, aber umsonst nahm er bisthümliches Gebieth, Füßen, die Ehrenberger Klause ein; die Verbündeten leitete kein fester Gedanke, beherrschte nicht der Muth, den die Größe ihrer Aufgabe forderte und zu dem ihre Macht sie im ersten Beginnen aufrief. Furchtbar sah Schertlin denen, für die er stritt und mit denen er sich bey Donauwörth vereinigte, den Sieg durch eigene Schuld aus den Händen gerungen. Der Stadt Lage ward nun täglich mißlicher, jede Hoffnung, einbrechende Gefahr abwehren zu können, erlosch. Augsburg, das Karln durch offne Theilnahme am Angriffskriege gegen ihn, Baiern durch die Abwerfung der beyden Brücken über den Lech beleidigt und gereizt, im Innern unter den Einwohnern kein festes Vertrauen, den furchtbaren Rächer immer näher anrücken sah, hatte keine Aussicht sich aus dieser Verwicklung anders als durch die tiefste Demüthigung zu retten: denn heftig erschreckte, was Anton Fugger, der bey dem Kaiser hochangesehen war, unter dem 19 Januar 1547 aus Geißlingen

lingen an Bürgermeister und Rath schrieb: „Granvella habe geäußert, Karl sey gegen die Stadt so erbittert, daß er sie, der ganzen Teutschen Nation zur Warnung, sich ihrer Obrigkeit zu wiedersetzen, zu schleifen gedenke." Man ließ daher auch Anton Fuggern Nachts in die Stadt und die 13 Herren handelten über die Sache ernstlich. Allein, ein Umstand erschwerte vorzüglich, sich zu einigen: Karl wollte durchaus den mannhaften Schertlin, der Stadt getreuen und gewärtigen Kriegsmann ausgeliefert wissen. Doch die Noth der Stadt war allzu groß, der gemeine Säckel allzu erschöpft, alle Aussicht auf Hilfe zu entfernt, es sahen der kleine und große Rath kein Mittel mehr, als durch Ergebung an kaiserliche Majestät auf Gnade und Ungnade völligen Untergang zu verhüthen. Fugger vollzog daher sein Mittleramt zwischen denen der Stadt und dem Kaiser; es mußten sich die erstern des Kaisers Willkühr überlassen, allen gegenwärtigen und künftigen Bündnißen absagen, ihr Kriegsvolk entlassen, dagegen zur Annahme kaiserlicher Besatzung sich verstehen, die neue Bestimmung in ihren Rechten und Gerichten gehorsamst erwarten, auch dem König Ferdinand und dem Cardinal und Bischof Otto Genugthuung leisten.

Es konnten diese Bedingungen der unmächtigen Stadt nicht zur Schande gereichen, da auch andre Stände sich gleich ihr auf das Aeußerste gebracht sahen, doch ward das Opfer, zu dem man

man verurtheilt worden, schmerzlich gefühlt. Aus den Patriciern wurden Marx Pfister und Conrad Maier, aus den Gemeinen Sebastian Seiz und Georg Hopfer, dazu seines Ansehens am kaiserlichen Hofe halber, Dr. Claud. Pius Peutinger am 24. Januar 1547 bestimmt, bey des Reichs-Oberhaupt fußfällig Gnade und Verzeihung zu erbitten. Manchem war dabey bange um sein persönliches Wohl, vorzüglich Jakob Herbrot, dem zünftischen Bürgermeister. Dem bedrohten Schertlin half der Rath, da alle Bemühungen, ihm die kaiserliche Gnade zuzuwenden, ohne Erfolg geblieben, so gut und redlich als er vermogte.

Karl V. weilte damahls zu Ulm. Niemahls hatte er das Hochgefühl kaiserlicher Majestät so empfunden: denn an seinen Willen schien jezt das ganze Reich gefeßelt. Da erschienen am 27. Januar, unter Begleitung eines Trompeters, der Stadt Augsburg Abgeordnete; aus Liebe für leztre hatte sich zu ihnen auch A. Fugger gesellt. Es war zwey Tage darauf, am 29 Januar, in Herrn Ulrich Ehingers Hause, wo das kaiserliche Absteigquartier dießmahl gewesen, daß die Glieder eines freyen Teutschen Reichsstandes, welcher seine köstlichsten Rechte wahren zu müßen geglaubt, als Flehende vor einem Oberherrn sich niederwerfen mußten. Demüthig führte Claudius Pius Peutinger das Wort und brachte auch die kaiserlicher Seits ihm untergelegte Entschuldigung vor:

es sey die Stadt zu dem Kriege verleitet und verführt worden. Die Zünfte im gerechten Stolze empfanden dieses sehr übel. Der kaiserliche Vicekanzler kündigte den Abgeordneten, nach geleisteter Unterwürfigkeit, die kaiserliche Gnade an; Dr. Peutinger dankte dafür in seiner Landsleute Nahmen; Karl aber gab erst Anton Fuggern die Hand und hob ihn von den Knieen auf, dann erhielten auch die andern Gesandten in Darreichung der Hand die Verbürgung der Gnade und wurden entlassen.

Jezt erst stellten sich die traurigen Folgen des Bündnißes ein, an welchem die Stadt, nach dem Rechte eines Teutschen Reichsstandes Antheil genommen. Es war die Zeit vorüber, da diese Gemeinwesen, innerhalb ihren Mauren bey edlen bürgerlichen Gesinnungen, hohem Reichthum, lebhaftem Verkehr Mächtige um ihre Gunst buhlen sahen und durch ihre Eidgenossenschaften das Eingreifen jeder fürstlichen Eigengewalt, wo nicht unmöglich, doch gefährlich machten. Die neue Gestaltung der Kriegskunst und die bewaffnete Macht, mit welcher die Großen, die Bedürfniß dahin gebracht hatte, den Städten die Grundsätze kluger Wirthschaft abzulernen, ihren Willen unterstützen konnten, drohten dem städtischen Bürgerstand immer ernster mit Knechtschaft. Als daher Karl Sieger geworden, sahen sich — viele in ihrem innersten Heiligthum angegriffen, die Quellen ihres Wohlstandes abgraben, ihre Ver-

fassung durch äußern Einfluß abgeändert. Augsburg empfing durch Karl den Uiberwinder den härtesten Schlag; an drey Millionen mußte es darbringen und so der Stadt Säckel eine nicht zu heilende Wunde versetzen. Fester Gemeingeist hätte diese Uibel noch erträglicher gemacht, aber er war verschwunden. Die ältern Geschlechter der Stadt glaubten die Zeit, in welcher ihre Vaterstadt das Köstlichste eingebüßt, für ihre Zwecke benützen und die Herrschaft sich zuwenden zu müßen. Nicht auch fehlte es ihnen an scheinbaren Rechtfertigungsgründen. Es war dem schlichten und gerechten Sinne von Rathgebern, Schöffen und Richtern leicht, ehe noch Verwaltung und Gesetzgebung gelehrter Kenntnisse bedurften, die Gesetze wenig einfach und volksthümlich, die besten in das Herz der Bürger geschrieben waren, in göttlichen Dingen und streitigen Sachen Auswege zu mitteln oder Urtheil zu schöpfen. Der Obrigkeiten Würde beruhte auf richtigem Gebrauch übertragener Gewalt, der Bürger Zufriedenheit ward durch gemeinsame Berathung in allen hochwichtigen Dingen und Milde erhalten, weil, wo Jeder zur Regierung berufen werden konnte, Jeder muthwillige Unterdrückung oder stolzes Zugreifen Einzelner nicht zugab. Nunmehr hatte sich aber der öffentliche Geist mächtig geändert; die monarchische Verfassung gewann Uibergewicht, sie sah ihre Kraft durch neue, ungewohnte Künste verstärkt, indessen die der kleinern Gemeinwesen täglich mehr geschwächt wurde. Es reichte in

diesen

diesen der einfältigliche Sinn der Vordern zu den öffentlichen Geschäften nicht mehr hin, die Ausgaben vervielfältigten sich unter mannigfachen Beschränkungen, welche Gewerbsamkeit und Handel erfuhren, der Muth entschied nicht mehr, weil er gegen eine nicht zu besiegende Uibermacht zu kämpfen hatte. Einzelne strebten nach Befriedigung ihres Ehrgeizes, die, bey dem Glanze fürstlicher Hoheit mancherley Beschenkungen in öffentlichen Geschäften und äußerliche lockende Auszeichnungen gewährten. So kam Zwiespalt in das Ganze und dieser wuchs noch dadurch, daß die Reformation bis in das Innerste der Familien die Meinungen trennte. Da fanden denn die Patricier, die sich in Augsburg allein für edel hielten, Gelegenheit genug, Vaterlandssinn zu lügen, um ihre Mitbürger sich unterworfen zu sehen. Sie näherten sich des Kaisers Gesinnungen, ihnen nach war der Frevel gegen diesen ausgegangen von diesen Gemeinen, von diesen unkundigen Zunftleuten, die nach ihnen von aller Kunst, Geschicklichkeit und Erfahrung weit entfernt waren, von diesem groben und unverständigen Pöbel, da hingegen von ihnen, den „Ehrbaren“ der Stadt allein verständiges, treffliches Regiment, Ruhe und Friede zu erwarten war.

Der Glanz des Bürgerthums war erloschen; der Sieg blieb den vorzugsweise „Ehrbaren“ der Stadt und doch wagte es selbst dieser Karl — so groß ist die Macht der öffentlichen Meinung —

doch wagte er es nicht, den bisherigen Magistrat mit offner Unerschrockenheit zu besiegen. Nur im Geheimen wurden alle Maasregeln vorbereitet. Am 2. August des Jahres 1548. Abends war bey dem Kaiser bis Nachts ein Uhr Versammlung des geheimen Rathes. Am andern Tage wurde der Rath durch die Forderung erschreckt, vor des Kaisers Majestät zu erscheinen, die Thore wurden geschlossen und nebst dem Weinmarkt bis Nachmittags zwey Uhr mit Soldaten besetzt.

Als Bürgermeister, großer und kleiner Rath mit den übrigen Berufenen im kaiserlichen Quartier sich eingefunden hatten, trug ihnen Dr. Mathias Held vor: aus welchen Gründen und auf welche Weise die Herstellung einer neuen Verfassung beschloßen sey. Nach Entlassung des großen und kleinen Rathes und aller Stadtbediensteten las Dr. Georg Sigmund Seld, des Kaisers Kanzler, ein fürtrefflicher Geschäftsmann, welcher in Augsburg gebohren worden, ein Verzeichniß von Nahmen derjenigen vor, welche zum neuen Regiment bestimmt waren. Die Verlesenen mußten vor dem Kaiser niederknieen, empfingen dann die Einweisung in ihr Amt und schwuren zulezt den gewöhnlichen Rathseid mit aufgehobnen Fingern. In der kurzen kaiserlichen Vermahnung, welche dieser Handlung folgte, ward auch die gänzliche Aufhebung aller Zünfte und Zunfthäuser, auch die Auslieferung aller

zünf-

zünftischen Privilegien, Freyheiten, Ordnungen, Verträge und briefliche Urkunden zu des Rathes Händen ausgesprochen. Die Herren des neuen Rathes bezeugten durch Dr. Harl ihren Gehorsam unter des Kaisers Befehle und nachdem dieser ihr Erbiethen angenommen, ward die verfügte Regiments=Veränderung auf den vornehmsten Plätzen der Stadt feyerlich ausgerufen. Die zwey neuen Stadtpfleger aber und die 5 Geheimen mit dem Stadtschreiber begaben sich auf die Kanzley und versiegelten Alles, worauf der neue Rath am 4. August seine erste Sitzung hielt, auch zur Besetzung des Stadtgerichtes geschritten ward.

Es bestand aber der kleine Rath jezt aus 41 Personen, darunter 31 von Geschlechtern, 3 von der mehreren Gesellschaft, 7 von der Gemeinde. Aus diesen wurden 2 zu Stadtpflegern verordnet, welche des Raths=Häupter und Vorgeher seyn, dann 5 Zusätze, die mit ihnen den geheimen Rath bilden sollten, weiter 6 Bürgermeister, von denen immer zwey ihr Amt ein Vierteljahr zu verwalten hatten. Ferner 3 zum Bauamt und sämmtlichen Ausgaben und eben so viele zur Einnahme, Alle aus den Geschlechtern. Vier Steuermeister, 4 Umgelder, 2 zu Spital, Almosen und Siechenhäusern, 2 über Pflegen, 2 zu Proviant, Korn, Holz ꝛc. 4 Strafherren und 1 oberster Richter konnten ohne Unterschied der

der Geschlechter auch aus der Mehreren Gesellschaft und der Gemeinde besetzt werden.

Die Zünfte vollzogen den ihnen gemachten Auftrag. Das Kapital von ihren verkauften Häusern, an Baarschaft, Silber und Zinngeschirr, Hausrath und sonstigen Zuständigkeiten, Gülten, Zinsen u. dgl. ward auf 60,000 fl. angeschlagen. Der Kaiser verfügte über die Verwendung der eingezogenen Summe in einem besondern Dekrete vom 22. May 1551 dahin: „daß die Gefälle davon nach Nothdurft und beßtem Nutzen eines jeden Handwerks verwendet werden sollen.“ Um den Handwerkern an die Stelle des frühern Zunftwesens eine neue Ordnung zu geben, waren Heinrich Rehlinger und Marx Pfister nach Nürnberg geschickt worden, um die dortigen Einrichtungen zu erhalten. Diesen gemäß schritt man nun in Augsburg zu einer neuen Ordnung; an die Stelle der Zunftmeister traten Vorgeher, welche der Handwerker Bestes befördern sollten.

Nach Umänderung des Regiments traf Hr. von Liehr als kaiserlicher Commissarius am 3. Januar 1549 in Augsburg ein, um dem begonnenen Werke in des Kaisers Nahmen das Gepräge der Vollendung aufzudrücken. Er überbrachte das kaiserliche Dekret, welches mit Bestätigung der frühern Verfügung die Art der Rathswahl vorzeichnete und die Zeit derselben, die nach uralter Gewohnheit sonst auf der hl. Dreykönige

Tag

Tag verlegt war, auf den 3. August oder nach Befund der Umstände acht Tage früher oder später sezte. Am 24. Januar wurde dann in Anwesenheit des Herrn von Liehr auch der große Rath, wie beschlossen worden, errichtet. Dieser wurde aus 44 von den Geschlechtern, 36 von der Mehrern-Gesellschaft, 80 von den Kaufleuten, 140 von den Handwerkern zusammen gesezt und sollte sich in dringender Noth bey schweren und unfriedlichen Zeiten, sonst aber mit Anfang des Augusts jedes Jahres einmahl, wenn der kleine Rath auf das Neue bestätigt würde, versammeln.

Da Karl in der Ubergewalt der Geschlechter eine Stütze für seine Entwürfe fand, auch der Vorzug der Bekenner der alten Lehre ganz offenbar sich kund gab, so sah die Bürgerschaft den Wechsel der Verfassung nur ungerne; aber, unfähig zum Widerstande, mußte sie sich den kaiserlichen Befehlen fügen. Doch zeigte sich ihre Gesinnung schon 1552, als Moriz Kurfürst von Sachsen gewaffnet auftrat, um den gebietherischen Kaiser in die Schranken der Verfassung zurückzuweisen. Das zünftische Regiment wurde wieder hergestellt und die Gemeinen verfuhren dabey mit edler Mäßigung. Doch mußten sie bald wieder weichen. Karl, von seinen Bewaffneten umgeben, stellte nach seiner Ankunft, die am 21. August erfolgt war, den Rath, seiner frühern kaiserlichen Vorschrift gemäß, wieder her.

Die

Die Stadt Augsburg erlebte noch manche Neuerung auch nach diesen Zeiten.

Als sich der dreyßigjährige Krieg entzündet hatte, verrieth der von blindem Glaubenseifer fortgerißne Kaiser, daß es bey seinem Einflusse auf die Rathswahl nicht um der Stadt Gemeinwohl, sondern um Unterdrückung der Gewissensfreyheit zu thun sey. Die Evangelischen, welche auf die leztre nicht verzichten konnten, mußten aus den Aemtern weichen, obgleich sich in Wiederbesetzung dieser durch Katholiken ein solcher Mangel an brauchbaren Männern zeigte, daß 4 Stellen von den Geschlechtern und 2 von der Mehreren Gesellschaft am Wahltage vom 22. September 1631. unbesezt bleiben mußten. Darüber erwachte in gemeiner Bürgerschaft die Erinnerung an die Tage, in welchen aus ihrer eignen Mitte niemahls ein solcher Mangel verspürt worden, und die Sehnsucht nach einem neuen Zustand der Dinge, die verborgen gehalten wurde, wuchs im Stillen immer mehr an. Bey Besetzung der Stadt durch die siegreichen Schweden ward den Wünschen der evangelischen Mehrzahl in Augsburg begegnet, damit war aber keine Verbürgung für die Zukunft gegeben, vielmehr schlug der zu Löwenburg mit den Kaiserlichen abgeschloßne Accord demjenigen Theile, der ein nur durch Waffenglück herbeygeführtes Uibergewicht auf so kurze Zeit gewonnen hatte, unheilbare Wunden. Endlich glaubte die Bürgerschaft in

der durch den Westphälischen Frieden begründeten Religions-Gleichheit in der Besetzung der Aemter, eine wünschenswerthe Garantie erhalten zu haben, allein diese Parität wirkte mehr bloß für den Augenblick wohlthätig, lähmte aber im Ganzen den Gang der öffentlichen Verwaltung und nährte einen Kleinlichkeits-Geist, der sich öfter für beyde Theile nur zu verderblich zeigte. Nur die Reinheit der bürgerlichen Gesinnung, Tauglichkeit zu öffentlichen Geschäften, rastlose Thätigkeit für das Gemeinwesen, geben die Weihe zum Staatsdienste; das Bollwerk religiöser Bekenntnisse kann aber nur zu dürftiger Einförmigkeit und lächerlicher Steifheit führen.

Alt-Teutsche Sitten, vorzüglich in Augsburg.

Daß unsre Vorfahren die Freude der Speise und des Trankes reichlich genossen, ist hinreichend bekannt. Selbst bey ernsten Berathungen war der Labebecher nicht ausgeschlossen. Wer in Regensburg die Säle besucht hat, in welchen einst im alten Theile des Rathhauses über des Reichs Angelegenheiten verhandelt wurde, wird sich alterthümlicher Erinnerungen erfreuen, wie die Männer der Nation Teutscher Sitte, auch des Leibes zu pflegen, nicht versäumten. Bis auf neuere Zeit blieben auch Wein und Fische die Hauptgeschenke, welche die Stadt neuen Gesandten der angesehenen Reichsstände zum Geschenck darbrachte. Mit Welschem Wein (vinum Latinum) und Neckarwein beschenkte man in Augsburg Anfangs große Herren und dehnte während der zünftischen Herrschaft die Freygebigkeit selbst bis auf magistratische Personen fremder Reichsstädte aus. Kamen Fürsten hieher oder hielten auf dem Rathhause Zusammenkünfte, so setzte man ihnen zum Wein auf gemeine Kosten Aepfel, Birnen, Nüsse, Weinbeeren, Mandeln und Confect oder Düten

ten mit verschiedenen Gewürzen vor. Während des zünftischen Regiments zechten Rath und Gemeinde in der Fasten bey einem gemeinschaftlichen oder Stadtmahle. Die Küchenrechnung, die Paul von Stetten vom Jahr 1485 bekannt gemacht hat, enthält, wie dieses überhaupt bey der alten höhern Kochkunst der Fall war, viele sogenannte Zuthaten; es kamen darinn Jngwer, Saffran, Pfeffer, Nägelein, Anis vor; auch wird bereits der Mandelmilch gedacht. Eine ausführliche Anzeige von den Gerichten und Trachten bey diesem Gastmahle sagt: „Zuerst muß man 11 große Roggenbrode oder Wecken zu Tellerbrod haben, 9 Tische müßen im Zimmer mit aller Zurichtung, mit Tellern, Brod, Löffeln, versehen, 2 hölzerne Becher zum Malvasier und auf jedem Tische eine silberne Tatze seyn. Wenn man sich zu Tisch begibt, kömmt auf jeden Tisch 1 Maaß Malvasier und 1 Düte mit Zuckermandeln. Auch sollen auf dem Tisch 2 oder 3 neugebackne Bretzen seyn. Aufgetragen wird zuerst eine Mandelsuppe, eine Erbsenbrühe mit gebähten Schnitten, übersäet mit kleinen Weinbeeren oder Zucker und mit Mandeln übersteckt, dann kommen heiß gesottene Förchinnen, 12 Stück auf einem Teller, darnach bringt man noch 2 Teller mit mehreren dieser gesottenen Fische und belegt damit die Teller auf das Neue, dann folgt ein grünes Kraut, wenn man es haben kann, wo nicht Kopfis-Kraut, klein geschnitten, mit Weinbeeren übersäet und dazu gebackner Hecht

und Förchinnen, weiter eine Schüssel mit Sulzfischen, mit 4 St. von Hechten und 4 von Karpfen. Ferner gibt man Reiß, mit Mandeln übersteckt, mit Milchraum übergossen und mit Zucker überstreut, darnach auf jedem Tische 2 Bratfische, eine Brachse und einen Arf, endlich Aepfel, Birnen und Hohlhippen. Nachdem man aufgehebt hat, wird auf jeden Tisch eine silberne Tatze, die Becher, ein Maß Reinfall und eine Düte mit Röhrlein. Wenn man aufsteht, nimmt jeder von den Küchenmeistern, einen vergoldeten Becher, schenkt einen Reinfall darein und gibt Sanct Johannis Segen zu trinken. Hernach essen die Truchsesse, der Bratfische sollen 38 seyn, 19 Arfen und 19 Brachsen." — Außerdem wurden den vornehmsten obrigkeitlichen Personen auch viel Wein und einigen auch lebendige Fische in das Haus geschickt. Eine Rechnung von einem ähnlichen Mahle vom Jahr 1523, also 28 Jahre später als das vorige, dient uns zur merkwürdigen Vergleichung des Preises mehrerer Colonialwaaren. Im damahligen Gelde kosteten:

32 ℔ Zucker . .	fl. 6.	12. kr.
4 ℔ Ingwer . .	1.	48.
6 Loth Nägelein . .	—	8.
8 Loth Pfeffer . . .	—	10.
6 Loth Muskatblüthe .	—	18.

Zweymahl im Jahre, nähmlich den ersten Tag nach dem neuen Jahre vor dem Wahltage bey dem Abtritte der alten Räthe und dann 8 Tage

später

später bey dem Aufschwören der neuen Raths-männer und Richter wurde ein sogenannter süßer Trunk gegeben. Bey diesem Trunk wurden auch Düten mit Röhrlein, Coriander, Anis, Mandel-Confect und Lebzelten, Würste und Ochsen-fleisch herumgegeben. Die geräucherten Würste gehörten damahls schon zu den beliebten Speisen; dieser Gebrauch des süßen Trunkes war ehedem auch bey den Aemtern.

Oefter wurden auch anwesenden großen Herren bey Gelegenheit der Tänze, die in Augsburg Gelegenheit gaben, den ganzen reichsstädtischen Reichthum zu entfalten, Gastmahle auf der Geschlechterstube gegeben. Bey einer solchen Mahlzeit waren einmahl (1502) 32 Tische besezt: denn auch das Frauengeschlecht hatte daran frohen Antheil. Die Person bezahlte 16 Kreuzer.

Durch ihre ausgesuchte Tafel zeichneten sich in der frühern Zeit die Fugger aus; mehrere Speisen behielten sogar von ihnen lange den Nahmen. Am 29. Julius 1561. wurden 5 Prinzessinnen Ferdinand's I., die mit dem Herzog Albrecht von Baiern, dessen Mutter und Gemahlinn hieher gekommen waren, in Marx oder nach andrer Angabe in Hans Jakob Fuggers Hause bewirthet. In der Berechnung der Kösten des Bankets, in welcher ein geschenkter Hirsch mit einem Reh nicht vorkommen, findet man Gewürze, Confect, Brod, 6 Kälber, Lämmer, 4 Hämmel, Rindfleisch, Nierenschmalz, Conferar, Lat-

werg;

werg, 1 Scheibe Salz, 550 Eyer, 55 Kapaunen, 8 Hennen, 120 Hühner, 66 Rebhühner, 134 Wachteln, 23 Aenten, 4 junge Indianische Hahnen (einen zu 2 fl.) 7 Spanferklein, ½ Reh, eine Menge Obst, Aepfel, Birnen, Weintrauben, die zu erhalten, man gute Kunde gehabt haben muß u. s. f. Einige Speisen, welche aufgeführt werden, sind nicht mehr in unsrem Geschmack, oder an unsern Tafeln unbekannt, als Hammen, Kopila (Stetten vermuthet freylich Kapern) Grillen, Rheinschwalben, Pfauen, grüne Renken, Buscaten rc.

Züge aus dem Leben großer Mahler ꝛc.

Bonifico Buffalmaco, ein Florentiner, († 1340) war ein äußerst schalkhafter Mann. Als er in einem alten ehemahligen Nonnenkloster den Kindermord des Herodes sehr kunstreich mahlte, zugleich aber auch in sehr schlechter Kleidung einher ging, fragten ihn die Nonnen, die ihn für einen Gesellen hielten, warum der Meister nicht selbst käme. Buffalmaco hing, ihnen zum Possen, einen leeren Mantel über den Stuhl, sezte einem Wassergeschirr eine Mütze auf, stellte die Figur zu der Arbeit hin und kam nicht mehr. Die Nonnen guckten durch eine Spalte, weil es ihnen dünkte, der wohl gepuzte Meister sey nun selbst an seinem Werke; doch getrauten sie sich nicht hinzugehen. Abends endlich gewahrten sie den Betrug und ließen nun Buffalmaco bitten, er möge doch selbst wiederkommen. — Als ihm ein Bauer ein Marienbild nicht, wie es würdig war, bezahlte, veränderte er das Kind auf dem Arm der göttlichen Mutter geschwind in einen Bären, darüber betrübte sich der Bauer so, daß er ihm gerne Alles zu bezahlen versprach, wenn er nur das Kind wieder hinsetzte.

Philippus Lippi wurde um 1400 in Florenz gebohren. Frühe seines Vaters beraubt, begab er sich im 8. Jahre in den Karmeliter-Orden. In dem Kloster hatte Thomas Massacocio vor Kurzem eine Kapelle gemahlt. Nach dieser übte er sich im Zeichnen so glücklich, daß man seine Arbeit jenem gleich schätzte. Im 17. Jahre trat er aus dem Mönchsstande, begab sich nach Ankona, ward aber zufällig von einem Seeräuber gefangen. Hier verdankte er seiner Kunst, an welcher der Corsar ein großes Wohlgefallen fand, nach 16 Monathen seine Befreyung. Für den Herzog Cosmus von Medicis arbeitete er Vieles, weil er aber sehr saumselig war, so ließ ihn jener um ihn zum schnellen Arbeiten zu zwingen, in seinem Pallaste einsperren. Die Sklaverey ertrug Lippi nur 2 Tage, dann schnitt er die Tücher, die er zum Mahlen gebrauchen sollte, in Streifen, knüpfte sie an einander und ließ sich zum Fenster hinab. Der Herzog mußte nun viele Mühe anwenden, bis er ihn wieder fand, ließ ihm aber dann seine völlige Freyheit.

Andreas Verrochio von Florenz, Goldschmid, Feldmesser, Bildhauer, Kupferstecher, Tonkünstler, besaß große Geschicklichkeit im Gießen, besonders von Pferden, weshalb ihn die Venetianer beriefen, eine Bildsäule des Bartholomäus von Bergamo zu verfertigen. Als er die Form des Pferdes fertig hatte und den Guß vornehmen wollte, vernahm er, die Fertigung der Figur

aus

auf demselben sey Velano von Padua aufgetragen. Aergerlich hierüber, schlug er seiner Form Kopf und Beine ab und machte sich aus dem Staube. Die Regierung ließ ihm hierauf wissen: er würde, ließ er sich wieder in ihrem Gebiethe finden, seinen Kopf verlieren Mit Laune entgegnete Verrochio: er werde sich davor wohl hüthen: denn seinen Kopf könne man ihm mit aller Macht nicht mehr ansetzen da es hingegen ihn nicht schwer falle, den seines Pferdes oder wohl einen bessern wieder zu machen. Diese Antwort entwaffnete; man rief ihn mit doppeltem Gehalte auf das Neue; er griff auch sein Werk eifrig an, erhizte sich aber bey dem Gießen, und zog sich darauf eine Erkältung zu, an deren Folgen er starb.

Als Andreas Montegna, der aus einem Dorfe bey Mantua gebürtig, in seiner Jugend das Vieh hüthete, zur Künstlergröße gereift war, mahlte er auch für den Papst Innocenz VIII. eine Capelle im Belvedere. Der Papst besuchte ihn bey seiner Arbeit sehr fleißig, unterließ aber lange ihm eine Zahlung anzuweisen. Als er eines Tages wieder kam, fand er einige Figuren von Tugenden grau in grau gemahlt; neugierig erkundigte er sich nach ihrer Bedeutung, worauf ihm der Künstler bedeutete: es wäre die Erkenntlichkeit. „Gut, versetzte der Papst, so gebt ihr die Geduld zur Gesellschaft." Als Montegna die leztre auf diesen Wink beybehielt, fand er um so reichlichern Lohn.

Pietro Perugino (gebohren 1446) arbeitete Vieles in einem Kloster, worinn sich damahls sogenannte Ingesuati aufhielten. Der Prior desselben verstand sich sehr wohl auf die Bereitung des Ultramarin und ließ es durch Perugino häufig auf dem nassen Kalk anwenden. Da dieser aber mehr einzog, als dem geizigen Prior möglich dünkte, stellte er den Künstler zur Rede. Dieser dachte auf Rechtfertigung: er spühlte seine Pinsel, wenn sie auch noch voll Farbe waren, sehr oft in einem besondern Gefäße aus. Dadurch schien freylich viel Ultramarin verlohren zu gehen, es setzte sich aber auf dem Boden des Gefäßes. War der Prior abwesend, so nahm er das Ultramarin heraus, hob es auf und stellte es nach Vollendung des Gemähldes dem Prior mit der Bitte zu: er möge einem ehrlichen Manne ein ander Mahl mehr trauen, weil er wohl sehe, wie leicht es falle, mistrauische Leute zu hintergehen.

Der große Antonio Allegri da Correggio († 1534) bedauerte immer, daß er in seinen Darstellungen die Natur und Wahrheit nicht nahe genug erreiche. Dieser große Künstler endete schon im 40. Jahre zu Correggio durch einen Unfall eigner Art. Er empfing nähmlich für eine Arbeit einmahl 60 Goldkronen in Kupfermünze. Bemüht, diese Last selbst nach Hause zu schleppen, erhizte er sich und verfiel in ein Fieber, das ihn wegraffte. Coreggio war anspruchlos, in der Lebensweise spärlich und Ordnung liebend.

So

So fiel auch der große Raphael Sanzio von Urbino als eine frühe Blüthe, aber ihn zerstörte allzu große Neigung zum Frauengeschlechte und so starb er, dessen Pinsel

Menschen und Götter erfreuet

schon im 37. Jahre.

Andreas del Sarto (1478 zu Florenz gebohren) erwarb sich am Französischen Hofe schöne Summen, aber es fehlte ihm an Wirthschaftlichkeit. Auf Briefe seiner Frau, worinn sie seine Rückkehr wünschte, erbath er sich vom Könige Urlaub, um auf einige Monathe nach Florenz zu gehen. Der König ertheilte ihm diesen und gab ihm noch eine Summe Geldes, um für ihn Mahlereyen aufzukaufen. Nach seiner Rückkunft wurde er jedoch liederlich und verschwendete selbst die ihm anvertrauten königlichen Gelder. Mangel nöthigte ihn nun, wieder nach dem Pinsel zu greifen. Im Ringen mit seiner Umgebung begriff er nun, sein Glück in Frankreich verscherzt zu haben, aber umsonst trachtete er, des Königs Gunst auf das Neue zu gewinnen. Einen Johannes den Täufer, den er, diese zu erwerben, mit dem äußersten Fleiße mahlte, mußte er, kaum als er fertig war, vom Bedürfnisse gedrungen, verkaufen. So erlebte er einige kummervolle Jahre, bis er endlich 1532, 42 Jahre alt an der Pest starb, welche die Teutschen Kriegsvölker in Florenz auf das Neue ausgebreitet hatten.

Polydor Caldara, Carravagio von seinem Geburtsorte genannt, (geb. 1495) diente lange im Vatikanischen Pallast als Maurer und bereitete Raphaels Schülern den naßen Kalk zu. Der Anblick der Kunstwerke erweckte in ihm den künstlerischen Bildungstrieb und er errichtete deshalb vorzüglich mit Maturino, einem guten Zeichner, vertraute Freundschaft. So entwickelte er sich zum großen Mahler. Noch dem Tode seines Freundes Maturino (1527) ging er von Rom nach Neapel, wo er fast Hungers gestorben wäre. Dankbare Aufnahme fand er in Messina. Als ihn Sehnsucht nach Rom, wohin ihn auch die Geliebte lockte, zurückrief, näherte er sich seinem Verhängnisse. Er erhob seine Gelder aus der Bank, zog seine ausstehenden Schulden ein und brach, von seinem Diener, den er schon lange Jahre hatte, begleitet, auf. Allein diesen bestach eine verbrecherische Neigung und er ermordete seinen Herrn, um sich seiner Baarschaft zu bemächtigen.

Rosso, der Geburt nach (1496) ein Florentiner, hatte die Gewohnheit seine Bilder anfangs sehr blaß und furchtsam auszumahlen, um ihnen den kräftigen Ausdruck zulezt zu geben. Man sagte daher von ihm im Spasse, seine Heiligen gleichen im Entstehen dem Teufel. In Rom hatte er das Unglück, von den Soldaten überfallen und so rein ausgeplündert zu werden, daß er halb nackt nach Perugia flüchtete. Später erwarb er sich am Französischen Hofe ein ansehnliches Vermögen.

mögen. Den Genuß von diesem verbitterte er sich selbst. Einst besuchte ihn sein Freund Pellegrino; er behauptete, dieser habe ihn um einige hundert Dukaten bestohlen. Pellegrino, verklagt, bestand sogar die Folter, ward aber für unschuldig erklärt und verlangte nun vom Rosso Genugthuung. Dieser ward hievon so ergriffen, daß er Gift nahm. Er war im Leben Pracht liebend, ein Freund guter Speise und guten Getränkes gewesen.

Andreas Cosimo, mit dem Geschlechtsnahmen Feltrino, (um 1538 berühmt) war so furchtsam, daß es ihm an Muth fehlte, die Bezahlung für seine Arbeit zu fordern, daher er lieber für Andere oder unter ihrem Nahmen arbeitete.

Morto dal Feltro zeichnete vorzüglich gerne die antiken Zierrathen und Mahlereyen auf den Mauern ab. Weil diese meistens in unterirdischen Gewölben (welche die Italiener überhaupt Grotten nennen) anzutreffen sind, so erhielten Zierrathen der Art den Nahmen der Grottesken. Der Vater dieser künstlerischen Gebilde hatte einen sehr sonderbaren Ausgang; seine Veränderlichkeit und Schwermuth führte ihn in Venetianische Kriegsdienste und er fiel in einem Scharmützel gegen die Türken in Sklavonien, 45 Jahre alt.

Giov. Franc. Rustichio zeichnete sich hauptsächlich als Bildhauer aus, ging aber auch gut mit dem Pinsel um. Er war anfangs ein Schüler von Verochio, dann von Leonardo da Vinci. Sein Herz war zart=menschlich fühlend. Wenn er arbeitete

beitete, hatte er immer ein kleines Körbgen mit Geld neben sich stehen, um, angesprochen um ein Almosen, sogleich zu gewähren. Eines Tages näherte sich ihm Einer, der schon öfter etwas von ihm empfangen und sagte mit einem leisen Seufzer zu sich selbst: „Wie glücklich, hätte ich das Körbgen zu Hause!" Rustichio hatte diese Worte vernommen, er sah seinen Mann eine Weile steif an und sagte endlich: „Wohl, wenn Dich das Körbgen wirklich glücklich machen kann: so nimm es ganz hin." Und damit gab er es denn auch und ließ sich anderes Geld bringen. Unglücklicher Weise beschlich auch diesen Edeln die Sucht Gold zu machen.

Als Michael Angelo Buonarotti von dem Papste, Julius VI. den Auftrag hatte, ihm bey Lebzeiten ein Grabmahl zu errichten, welches alle bisherigen ähnlichen Kunstwerke überträfe, so brachten ihn seine Arbeiten mit dem heiligen Vater oft in Berührung. Als ihn dieser aber, wichtiger Geschäfte halber, einige Mahle hatte abweisen lassen, hielt Mich. Angelo dieses für Geringschätzung und ließ dem Papst wissen, er werde an einem andern Ort zu finden seyn. Hierauf reiste er Nachts mit der Post ab und hieß seine Leute, Alles an die Juden verkaufen. Sogleich wurden 5 Eilboten abgesendet, um ihn theils mit guten Worten, theils durch Drohungen zur Rückkehr zu bewegen; alle ihre Bemühungen blieben ohne Erfolg. Der Künstler beschäftigte sich darauf 3

Monathe

Monathe mit dem großen Rathssaale in Florenz; wovon Leonardo da Vinci bereits den einen Theil vollendet hatte, Mich. Angelo aber den noch übrigen zu Stande bringen sollte. Da aber der Papst auf seine Rückkunft mit Ernst bestand und selbst auf seine Auslieferung drang, so gerieth er sogar auf den tollen Einfall, nach Konstantinopel zu flüchten und dem Türkischen Kaiser seine Dienste anzubiethen. Allein, sein Freund, Soderini, bewirkte ihm Sicherheit, indem er zuwege brachte, daß man ihm dem Gesandtschafts-Gefolge des Cardinals Soderini beygesellte. So kam er nach Bologna, wo eben Julius VI. verweilte. Der Bischof, der ihn führte, glaubte, ihn auf das Klügste durch die Aeußerung zu entschuldigen: man müße Leuten, die bloß ihre Kunst inne hätten, etwas zu Guten halten. Dafür gab ihm aber der Papst einen starken Verweis und söhnte sich mit Mich. Angelo wieder aus.

Unter dem Papste, Paul III. machte sich Mich. Angelo wieder an sein jüngstes Gericht: denn noch war dieses große Gemählde nicht in allen Theilen vollendet. Da sich der Künstler inzwischen in der Zeichnung des Nackten noch mehr vervollkommnet hatte, so brachte er auch nur nackte Figuren an. Einst besuchte der Papst Angelo bey seiner Arbeit und fragte den Ceremonienmeister, Biagio von Cesano, was er von dem Werke halte? Dieser machte dagegen den Einwurf, die vielen unanständigen Stellungen verdürben das Bild

und

und schickten sich am Wenigsten in eine päpstliche Kapelle. Mich. Angelo ward hierüber so aufgebracht, daß er Biagio nackt und mit Eselsohren unter eine Reihe von Teufeln stellte. Vergeblich bath dieser, man möge dem Künstler befehlen, die Figur auszulöschen; es sey, entschuldigte sich Paul im Scherz, nicht möglich: denn er sey nicht im Fegfeuer, sondern in der Hölle gemahlt, aus der keine Erlösung zu hoffen sey.

Mich. Angelo war freygebig gegen die Armen „Was wirst du — fragte er einst seinen getreuen Diener — nach meinem Tode anfangen?" — „Einem Andern dienen." — „Davon will ich dich befreyen," versezte Mich. Angelo und schenkte ihm zugleich 2000 Goldkronen.

Der große Giacomo Robusti, Tintoretto genannt, hatte eine Tochter, Maria, in der sich ein hoher Kunstsinn entfaltete. (geb. 1530) Sie folgte ihrem Vater als Knabe gekleidet allenthalben und beobachtete seine Art zu mahlen, sehr genau; da sie ihr Vater im Singen unterrichtete und sie überdem heiteren Gemüthes war, so begleitete sie auch ihre Arbeit mit Gesang und Lachen. Der Vater liebte sie herzlich und verheyrathete sie, damit sie sich aus Venedig nicht entfernen möchte, an einen Goldschmied. Sie fiel aber als eine frühe Blüthe, 30 Jahre alt.

Paul Veronese wurde bey seinen Arbeiten vorzüglich durch die Liebe zu Ruhm beherrscht; ihm dünkte

dünkte kein Platz ehrenvoller, als der erste. Diese Liebe eines unvergänglichen Nahmens durchdrang ihn bis in das hohe Alter. Oft verzichtete er daher auf Gewinn und begnügte sich mit einer mäßigen Bezahlung, jeden Verdacht niedrer Absichten auszuschließen. Dennoch erwarb er sich ein schönes Vermögen und in diesem ein Mittel für die edle Erziehung seiner Kinder zu sorgen.

Giacomo da Ponto Bassano (geb. 1510) liebte die Stille. Meistens hielt er sich in seinem Geburtsorte Bassano auf und pflanzte hier zum Vergnügen Kräuter in seinem Garten. So auf sich selbst beschränkt, wies er auch einen Ruf an den Hof des Kaisers Rudolphs II. ab. Er ahmte die Natur so glücklich nach, daß Annibal Caracci, der einst den Künstler besuchte, ein Buch, welches an die Wand seines Arbeitszimmers gemahlt war, für ein wirkliches ansah und darnach zu greifen im Begriffe war.

Ludwig Caracci ward anfangs seine Kunst so schwer, daß ihm seine Mitschüler, seiner Langsamkeit halber, oft den Spottnahmen des Esels gaben und dennoch erhob er sich zu der Selbstständigkeit, die ihn als Künstler mit unvergänglichem Ruhm schmückte. Seine lezte Arbeit war eine Verkündigung im Dom von Bologna, allein, bey seinen Jahren gelang sie nicht mehr. Ein guter Freund, den er um Rath gefragt, wie sie sich von unten ausnähme, hatte sie aus Bosheit gelobt. Als Caracci nun später allgemeinen Tadel aus-

spre-

sprechen hörte, tödete ihn 1619 der Gram im 64. Jahre. Bey dem genüglichen, zufriednen Sinn, den er hatte, erwarb er, so großer Künstler er war, kein Vermögen.

Der große Annibal Caracci hatte mit seinem Bruder Agostino einen Schneider zum Vater und sollte wie dieser die Scheere und Nadel ergreifen. Da schützte ihn der Genius der Kunst. Schon sein Vater mußte, daß dieser in ihm walte, frühe einsehen: denn als er ihn mit sich nach Cremona nahm, um dort seine Sachen zu verkaufen und sich dann in Bologna niederzulassen, wurden sie unterwegs bestohlen. Der junge Annibal hatte sich aber die Züge der Diebe so wohl eingeprägt, daß er sie, wie der Vater die Thäter vor Gericht anzeigte, mit Kohlen an der Wand abmahlte, so daß sie augenblicklich erkannt und auch ergriffen wurden. Annibal liebte schlechte Kleidung und den Umgang mit seines Gleichen, sein Bruder hingegen trug sich gerne kostbar und freute sich der Bekanntschaft des Adels. Um ihm diesen Fehler vorzurücken und ihn an seinen Stand zu erinnern, schickte er dem Augustin das Bild ihres Vaters, der eine Nähnadel einfädelt und der Mutter, wie sie ein Stück Zeug mit der Scheere zerschneidet. Als ihm einmahl der Kardinal Borghese mit einem Besuche beehren wollte, entwischte er durch die Hinterthüre und ließ den Kardinal bey seinen Schülern.

Fran=

Francesco Albani (geb. zu Bologna 1578) heirathete in seiner Vaterstadt zum zweyten Mahl eine sehr schöne Frau, welche ihm 12 Kinder gebahr, die sich durch ihre Reize so auszeichneten, daß er selbst und der Bildhauer Algardi und Quesnoy in Marmor nach ihnen arbeiteten. Er lebte gerne im stillen Kreise seiner Familie und in der ruhigen Natur. Von seinen Aeltern hatte er einige Mittel, büßte aber einen Theil derselben durch die Verschwendung seines Bruders ein; dennoch war er so edel, nach dem Tode des letztern die Bezahlung seiner Schulden zu leisten. Im Alter mußte er, seine zahlreiche Familie zu unterhalten, eilfertig arbeiten.

Guido Reni war in jüngern Jahren so wohl gebildet, daß ihn Ludwig Caracci oft zum Modell nahm, wenn er Engeln mahlte. Paul V. trug ihm die Malerey in der heimlichen Kapelle im Pallaste zu Monte Cavallo auf, weil aber Guido aus dem Schatze nicht richtig bezahlt wurde, verließ dieser heimlich Rom und ging in seine Vaterstadt Bologna. Der Papst ließ daher durch seinen dortigen Legaten versuchen, ob sich Guido zur Rückkehr bewegen liesse, allein jener verdarb vielmehr die Sache, indem er vom Arrest sprach, so daß ein angesehener Mann, um den Streit zu vermitteln, den Künstler durch die Entschuldigung begütigte: er verdiene nur mit goldenen Fesseln gehalten zu werden. Endlich ließ sich Guido, nach Anweisung einer sichern monathlichen Besoldung, bewegen, nach

Rom

Rom zu gehen. Hier schickten ihm viele Kardinäle aus Achtung ihre Kutschen entgegen und der Papst, der ihn gnädig empfing, sagte ihm die Tafel, eine Kutsche zum Gebrauch und einen ansehnlichen Gehalt zu. Guido hatte als Künstler ein so großes Selbstgefühl, daß er sich sogar in Gegenwart der Papstes bey seiner Arbeit manchmahl bedeckte. „Sein Pinsel, sagte er manchmahl, sey ihm lieber als eine Kardinalsmütze.“ Die großen Herren mied er: denn er mogte ihre Ansprüche an Ehrerbiethung nicht ertragen, Geld zu fordern, schämte er sich; daher ließ er den Preis für seine Arbeiten immer durch eine dritte Person ausmachen. Auch war er dem Worte: Preis — gram und wollte lieber Belohnung des Gemähldes gesagt wissen. Großen Herren sendete er die verlangten Kunsterzeugnisse zu, ohne etwas zu verlangen; oft wurde er daher mit sehr ansehnlichen Summen erfreut. Dieses Künstlers verderbliche Leidenschaft war die Spielsucht. Sie nöthigte ihn hauptsächlich in den lezten Jahren seines Lebens um Brot zu arbeiten; einmahl kam er sogar so tief herunter, daß er sich zu Taglohn verstehen mußte. Dieses ergriff ihn jedoch und er beschloß, dem Spiele zu entsagen. Zwey Jahre blieb er bey diesem Vorsatze und erhohlte sich wieder; allein die alte Leidenschaft erwachte auf das Neue und brachte ihn wieder um sein Vermögen. Es war daher ein Glück, daß Guido Reni sehr schnell und leicht arbeitete. So mahlte er für den Prinzen von Toscana einmahl einen Kopf des Hercules

cules in 2 Stunden völlig fertig und erhielt 60 Pistolen mit einer goldnen Kette dafür. Dem Cardinal Cornero vollendete er in 4 Stunden eine Maria. Dieser reichte daher dem Künstler die Börse, damit er sich daraus nach Belieben bezahlt machte, da aber Guido nur eine geringe Summe nahm, so erhielt er auch noch eine goldne Kette zum Geschenke; zulezt sah sich dieser herrliche Geist, durch einen einigen irdischen Flecken so sehr verunreinigt, von seinen Freunden verlassen, weil er immer borgen wollte, da seine Arbeit für den Aufwand bey der Neigung zum Spiel nicht hinreichte. Auch drängten ihn seine Schulden immer. So starb er, vom innern Gram gequält, 67. J. alt.

Auch der große Dominichino (geb. 1587) erlernte seine Kunst etwas schwer, weil er seinen Zeichnungen immer vorher reiflich nachdachte. Oft verspotteten ihn daher seine Mitschüler und nannten ihn nur den bove della pittura, aber der Genius erreichte sein Ziel. Dieser Künstler von untadeligem Character sah sein ganzes Leben durch eine Menge Widerwärtigkeiten getrübt. Vorzüglich verfolgte ihn der Neid, als er in Neapel die Arbeit an der Kapelle des Schatzes in der dortigen Cathedrale übernommen hatte. Die inländischen Künstler drohten jedem Fremden, der sich an dieses ihnen zustehende Werk machen würde, mit Gift und Mord. Wirklich sah sich auch Dominichino endlich genöthigt, heimlich davon zu gehen und Frau und Kinder im Stiche zu lassen.

sen. Er blieb ein Jahr zu Rom, indessen der Cardinal Buoncompagni die Streitigkeiten mit den Vorstehern des Schatzes verglich. Endlich ließ sich Dominichino zur Rückkehr nach Neapel bewegen; hier erwartete ihn aber bloß neuer Verdruß. So bestach man sogar die Mauerleute, daß sie Asche unter den Kalk mischten, damit seine Mahlerey nicht darauf haftete. Der Künstler durfte zulezt keinem Menschen, nicht seinen eignen Leuten, sogar seiner Frau nicht, aus Furcht vor Gift trauen und bereitete sich daher seine Speisen selbst. Allein, aller Vorsicht ungeachtet, starb er im 61. Jahr nicht ohne Verdacht, daß man ihm etwas beygebracht habe. Dominichino hatte nicht gerne, daß Jemand seiner Arbeit zusah. Verlohren in seine Entwürfe, ging er insgemein in einen Mantel eingehüllt, in tiefen Gedanken auf der Gasse.

Giovanni Francesco Barbieri da Cento oder Guercino (geb. 1590) arbeitete mit ungemeiner Fertigkeit. Sein Umgang war angenehm; nie sprach er von Andern Böses, nie betrachtete er ein fremdes Kunstwerk mit misgünstigem Auge. Seinen Arbeiten ließ er nicht gerne zusehen. Sein Hauswesen überließ er seinem Bruder Anton zur Besorgung. Als dieser starb, war er untröstlich und wußte sich gar nicht zu helfen, selbst seine Kunst wollte er aufgeben. Der Herzog von Mantua ließ ihn aber zu sich kommen und gesellte ihm Leute bey, die ihn aufmuntern mußten.

ten. So ward endlich sein Schmerz überwunden und er kehrte zu seinen Arbeiten nach Bologna zurück.

Salvator Rosa schlug seine Arbeiten, sobald er einmahl nicht mehr um Brod mahlen mußte, sehr hoch an und behielt sie lieber in seinem Hause, als daß er sie zu einem geringen Preise verschleudert hätte. Bey seiner Liebe zur Freyheit schlug er die Anerbiethungen großer Herren, in ihre Dienste zu treten, immer aus. Außer der Mahlerey wußte er auch aus der Tonkunst und Dichtkunst Freude zu schöpfen. Er lebte bey seinem Einkommen auf einem guten Fuße, bewirthete öfter, war seiner witzigen Einfälle halber in allen Gesellschaften beliebt. Einmahl warf ihm Jemand vor, daß er auf einem so elenden Klavier spiele. „Ich will, sagte er, bald machen, daß es wenigstens 100 Thlr. gelten soll." Schnell sezte er sich und fertigte ein so gutes Gemählde darauf, daß es gerne für diesen Preis gekauft wurde.

Michael Angelo della Battaglie, auch della Bambocciate genannt, (geb. 1602 zu Rom) hatte eine so reiche Einbildungskraft, daß er eine Schlacht oder eine andre Begebenheit gleich aus freyer Hand hinmahlte. Der Geist in seinen Erfindungen, seine guten Einfälle, sein angenehmer Umgang bewirkten, daß man in ihm den Künstler und Gesellschafter suchte und liebte. Da ihm seine Stücke reichlich bezahlt wurden, so brachte

er

er auch bald ein ansehnliches Vermögen zusammen, das er aber nicht auf die gewöhnliche Art unterbrachte, sondern zu vergraben pflegte. Diese Grille kostete ihm das Leben: denn als er einmahl bey großer Hize eine Menge Geldes zu der Absicht nach Tivoli schleppte und dabey eine Nacht und 2 Tage ohne Essen zubrachte, fiel er in eine gefährliche Krankheit, nach welcher er seine vorige Gesundheit nicht wieder gewann und 1660 starb. Michael Angelo Crequozzi war vorzüglich gegen junge Mahler freygebig.

Peter Pithou, (Pithöus).

Der große Peter Pithou, (geb. zu Troyes 1. Nov. 1539) der als Geschäftsmann ausgezeichnet, im Umgange liebenswürdig war, als Rechtsgelehrter und Geschichtssammler durch seine Schriften sich einen daurenden Nahmen gemacht, entwarf 8 Jahre vor seinem Tode († am 1. Nov. 1596) ein Gemählde von sich selbst, dessen Züge mit dem Zeugnisse seiner Zeitgenossen übereinstimmen:

„Bey verderbten und bösen Sitten, im unglücklichsten Zeitalter, habe ich, so Viel an mir lag, Glaube gehalten. — Freunde habe ich herzlich verehrt und geliebt; Feinde wollte ich lieber durch Wohlthaten besiegen, oder verachten, als mich an ihnen rächen. — Meine Gattinn habe ich wie mein eignes Ich betrachtet, den Kindern wenig nachgesehen, meine Diener als Menschen behandelt. Laster habe ich, auch an den Meinigen, eben so gehaßt, wie ich Tugenden an Fremden oder Feinden verehret habe. Ich war mehr auf Erhaltung als Vermehrung meines Vermögens bedacht. Was ich nicht wollte,

te, daß mir geschehe, habe ich nicht leicht einem Andern gethan, oder daß es ihm wiederfahre, zugegeben. Eine ungerechte oder beschwerliche Gunst habe ich wie die Käufliche verachtet. Schmutz und Geiz habe ich an Allen, vorzüglich aber an den Priestern der Religion und den Dienern der Gerechtigkeit verabscheut. Als Knabe, Jüngling, Mann habe ich dem Alter Viel nachgesehen. Ich habe die Wirksamkeit mehr als Ehren oder Magistratur geliebt und lieber nützen als Vorrang behaupten wollen. Im Privatstande habe ich von selbst für das Oeffentliche gesorgt, ihm nichts vorgezogen und für das Gemeinsame zu rathen, immer für besser und sichrer gehalten. Ich habe gewünscht, es möchte das öffentliche Uibel lieber klug geheilt und verbeßert, nie, daß das Gemeinwesen umgewälzt, verändert, umgeschaffen oder gänzlich verwirrt werden möge. — Auch einen ungerechten Frieden — mögen mir es alle Guten verzeihen — habe ich bürgerlicher Zwietracht und dem Kriege immer vorgezogen. — Die heiligen Nahmen frommer Scheu und der Religion als Vorwand von Verbrechen des Ehrgeizes und der Habsucht vorgeschüzt und angewendet zu sehen, ist mir immer sehr empfindlich gefallen. — Als ein nicht unmüßiger Forscher im edlen Alterthum, als Bewundrer und Verehrer desselben, ertrug ich das Neue leicht. — Leere Forschungen und feinere Erörterungen über das, was sich auf Gott bezieht, haßte und floh ich als schädlich. — Geradheit, von einiger Klugheit gewürzt

würzt und umgeben, zeigte mir die Erfahrung oft sichrer und glückbringender als Schlauheit und Verschlagenheit. — Die Beflißenheit, treffend von den Dingen zu urtheilen, zog ich den Künsten der Beredsamkeit vor. — Fern von Ehrgeiz und Habsucht, habe ich unter mehreren Freunden, auch guten und mächtigen, bey einem nicht schwachen Glükstande, bisweilen bekümmerter gelebt, als sich etwa für einen Privaten schickt, doch mehr bedacht auf die öffentlichen Angelegenheiten und jener meiner Freunde als auf meine eignen. Keinen Tag hielt ich für erfreulicher als den, an welchem mir verstattet wär, dem Gemeinwesen oder meinen Freunden nahe zu seyn oder zu nützen. — Gegenwärtiges Uibel habe ich muthiger als die Besorgniß bevorstehendes ertragen, das Aeußerste leichter als das Schwankende. Uiber mein Erbgut und meine Güter, wie gering sie auch nach meinem Tode beschaffen seyn mögen, habe ich lieber gestattet und gestatte ein Urtheil den Gesetzen als mir. — Eines wünsche und hoffe ich, daß meine geliebteste und erprobteste Gattinn, den Sinn, den ich lebend an ihr gefunden, auch in Erziehung, Pflege und Sorge der eignen Kinder bewähre. — Dieses sey bey den Nachkommen die Bezeugung meines Willens. Möchte sie von ihnen so aufrichtig angenommen werden, als von mir einfach und gerade meines Herzens Meinung dargelegt ist. Herr komme und sey gnädig! Ich schrieb es, Peter Pithöus, am 1. Nov., einst meinem Geburtstage zu Paris i. J. Chr. 1587."

Christian August, Pfalzgraf von Sulzbach.

Ein Kenner der Hebräischen Sprache.

Eine der seltnern merkwürdigen Erscheinungen ist wohl die eines Fürsten, der mit der Hebräischen und Rabbinischen Sprache so vertraut war, daß er zur Förderung ihres Studiums eine eigenhändige Instruction konnte ergehen lassen. Dieses war der Fall bey dem Pfalzgrafen, Christian August, der 1632 seinem Vater in der Regierung des Fürstenthums Sulzbach folgte. Unter dem 17. October 1664 trug er einigen in den Grundsprachen der heiligen Schrift wohl bewanderten Geistlichen auf, sich vorzüglich die Verbesserung der Accentuation der Hebräischen Sprache angelegen seyn zu lassen. Dem Superintendenten M. Justus Braun, ward auch eine Teutsche Ubertragung der Psalmen im Zusammenwirken mit Joh. Jak. Fabricius und Clamer Florinus anvertraut. Der Fürst entwickelte in der Bezeichnung der Richtungen, welche die wissenschaftliche Thätigkeit jedes Einzelnen zu nehmen hätte, gründliche Kenntnisse und einen klaren Blick.

Franz von Malherbe.

Franz von Malherbe (um 1555 zu Caen gebohren) in der frühern Geschichte der Französischen Dichtkunst ein Nahme des Ruhmes, war ein Mann von besondern persönlichen Eigenschaften. Frey im Urtheile, hielt er dieses über künstlerische Arbeiten, die ihm vorgelegt wurden, nicht zurück. Einst brachte ihm ein Mann von Stand, der eine obrigkeitliche Stelle bekleidete, sehr schlechte Verse, die er zum Lobe eines Frauenzimmers gedichtet hatte, mit der Vorbemerkung, er habe sie aus sehr erheblichen Beweggründen verfertigt. Malherbe las sie mit verächtlicher Miene durch und fragte den Dichter, nachdem er sie durchlaufen, ob dieser verurtheilt sey, solche Verse zu machen oder gehangen zu werden: denn sonst sey ihm nicht zu rathen, seine Ehre durch eine solche Lächerlichkeit auf das Spiel zu setzen. Ein andres Mahl ersuchte ihn ein Dichter aus der Provinz, eine Ode an den König zu verbessern und überließ ihm dieselbe zu dem Ende. Als sie der Verfasser voll Begierde, sein Urtheil zu hören, zurückforderte, äußerte Malherbe, es fehlten nur noch 4 Worte daran.

Der

Der Dichter bath, er möchte so gütig seyn, sie selbst beyzuschreiben. Malherbe ergriff daher die Feder und sezte unter die Aufschrift: Ode au roy — pour torcher son c . . , um seinen Hintern zu wischen, legte hierauf das Papier zusammen, gab es dem Verfasser, der sich auf das Lebhafteste bedankte, um hinterher die schmerzliche Entdeckung zu machen.

Malherbe's Verdienste um die Französische Sprache und Poesie hat auch Boileau gefeyert. Ein Beleg der Strenge, mit der er über die Reinheit von jener wachte, ist eine Erzählung, nach welcher er nachdem er, schon 2 Stunden am Aeußersten gewesen, eine Stunde vor seinem Tode ungestüm aufgewacht seyn soll, um seiner Wirthinn einen Verweis zu geben, daß sie ein, seiner Meinung nach, schlecht Französisches Wort gebraucht habe. Als ihm hierauf sein Beichtvater zugeredet, soll er geantwortet haben: er wolle die Reinheit der Französischen Sprache bis in den Tod vertheidigen. Da ihm sein Beichtvater, wie man sagt, die Freuden des künftigen Lebens in niedrigen und fehlerhaften Ausdrücken schilderte, so fiel ihm Malherbe in das Wort: „Sagen Sie mir davon nichts mehr! Ihr schlechter Ausdruck erweckt mir Eckel vor dem Himmel."

Auffallend war, daß Malherbe dem ungeachtet die schlechteste Aussprache hatte, so daß man ihn im Gegensatze eines der berühmtesten Schauspieler seiner Zeit den Anti-Macdori nannte.

te. Seine Sprache war schwer, seine Stimme schwach, zudem räusperte er sich bey Hersagung eines Abschnittes von nur vier Zeilen wohl sechsmahl, daher der Ritter Marin sagte, er habe nie einen feuchteren Menschen und einen trockneren Dichter gesehen.

Uiber äußre Förmlichkeiten sezte sich Malherbe hinweg. Einst besuchte ihn Hr. v. Racan am Sonnabend nach Maria Lichtmeß und fand ihn bey einem Schinken sitzen und speisen. Ey! sagte Hr. v. Racan, die heilige Jungfrau liegt nicht mehr in den Wochen, sie ist schon aufgestanden: „O, erwiederte Malherbe, das Frauenzimmer steht nicht gerne so frühe auf!“

Das Hausgeräthe von Malherbe war schlecht, die Kammer, die er gewöhnlich bewohnte, nur mit dem Nothdürftigen und mit 7—8 Strohstühlen versehen. Weil er nun von Freunden des guten Geschmackes viele Besuche empfing, so pflegte er, waren alle Sitze eingenommen, die Thüre von innen zuzuschliessen und wenn Jemand klopfte, zuzurufen: „nur Geduld! es sind keine Stühle mehr da!“

Sein Gemüth scheint unedler Empfindungen allzu fähig gewesen zu seyn. Nicht zu entschuldigen ist seine Grabschrift auf Herrn von Is:

Cy gist Monsieur d' Is,
Plût or à Dieu qu' ils fussent dix!
Mes trois soeurs, mon père et ma mère,
Le grand Eleasar, mon frère,
Mes trois tantes et Monsieur d' Is,
Vous le nommai-je pas tous dix?

(Hier ruht der Herr von Is. Wollte Gott! ihrer wären zehen: „meine 3 Schwestern, mein Vater, meine Mutter, der große Eleasar, mein Bruder, meine drey Tanten und Herr von Is.“ Habe ich Euch nicht alle zehen genannt?)

Mit seinem Bruder lag er immer über das väterliche Erbe im Streite. Einer seiner Freunde machte ihm hierüber Vorwürfe. Trotzig antwortete Malherbe: „mit Türken und Moscowiten könne er doch nicht streiten, denn mit diesen habe er ja nichts zu theilen.“

Bogislaus X., Herzog von Pomern.

Der Herzog von Pommern, Bogislaus X., der jüngste Sohn des Herzogs zu Wolgast, Erich II., und Sophia, einer Tochter des Herzogs von Hinter=Pommern, Bogislaus IX. war gebohren zu Stolpe am 28. May 1454. Ein reiches Erbe, welches von dem Nordischen Könige Erich an die Mutter fiel, verführte das Herz der leztern, sie riß sich von ihrem Gemahl los und lebte mit ihren jüngsten Söhnen, Casimir und Bogislaus, zu Rügenwalde. Nachdem sie sich einmahl von heiligen Pflichten losgerissen, sezte sie auch die gegen ihre Kinder hintan, so daß Casimir, als ein Opfer ihrer Nachläßigkeit, schnell seinem Vater im Tode folgte. Bogislaus, obgleich gänzlich versäumt, entging dem ihm zugedachten ähnlichen Geschick. Ihn soll die Mutter sogar durch ein vergiftetes Butterbrod aus dem Wege habe räumen wollen, aber der Hofnarr rieth ihm, er möge diese Kost lieber dem Hunde, dem es besser bekommen würde, geben, worauf das Thier fiel. Bogislaus wuchs ohne alle Pflege und Sorgfalt auf; in Rügenwald balgte er sich oft mit den gemeinen Jungen, welche seine Schulgenossen waren,

ren, verrieth, Folge seiner niedern Umgebung, niedre Sitten und war so liederlich gekleidet, daß ihn endlich ein Bauer von Lanzke, Haus Lange, aus Mitleid mit einem bessern Anzuge und, da sich die Mutter nach ihres Gemahls und ihres Sohnes Casimir Tod nach Danzig geflüchtet, mit einem Pferde, Schwert, Stiefeln und Sporen versah, auch dem zunächst befindlichen Adel zuführte. Dieser nahm ihn als Landesfürsten an und begleitete ihn mit 300 Pferden zu seinem Vetter, dem Herzog Wratislau zu Barth, der ihn auch (etwa um 1472) in die Regierung des Wolgastischen Landesantheiles einsetzte.

Als Regent verrieth Bogislaus, daß man seine Kraft zwar hatte beschränken wollen, aber nicht vermögend gewesen war, sie zu unterdrücken. Bald nach seinem Regierungsantritt kam er mit dem Kurfürsten Albrecht von Brandenburg in Streit, weil dieser die Erneuerung der Lehensempfängniß forderte, welche Bogislaus auf seines Vetters und der Landschaft Rath abwies. Dadurch kam er in eine mißliche Lage. In Pyriz sah er sich plötzlich mit 1000 Mann zu Fuß und 500 Reitern von dem Kurfürsten durch 10000 Mann umsezt, so daß seine Absicht, sich bey einem Ausfall durch den Feind zu schlagen, nicht erreicht werden konnte. Aus dieser Noth half ihm ein der Gegend wohl kundiger Adeliger, Hans Käßow; dieser brachte ihn Nachts durch den Teich bey dem Nonnenkloster und die Plönischen

schen Brüche aus Albrechts Händen, so daß er auf den Entsatz von Pyriz denken konnte. Inzwischen wurde der Kurfürst von dem Kaiser als erklärter Feldoberster zur Befreyung von Reuß, welches Herzog Karl von Burgund belagerte, abgefordert, daher von Pyriz aufbrach. Bogislaus folgte ihm aber in die neue Mark nach. Die Herzoge von Mecklenburg traten nun als Vermittler auf und stifteten einen Vergleich, nach welchem jedem Theil, was er gewonnen, auch dem Kurfürsten sein Anfallsrecht verblieb, Bogislaus aber des leztern Base Margaretha heirathen sollte. Als sich die beyden Fürsten darauf die Hände reichten und Albrecht sagte: „lieber Oheim! hiemit belehne ich Euch mit Land und Leuten!“ zog Bogislaus schnell die Hand zurück und antwortete mit Beysetzung seines gewöhnlichen Fluches: „es ist nicht so gemeint; da sollen eher drey sieben Teufel durchfahren!“ schwang sich hiemit auf sein Pferd und ritt davon. Doch ward die Sache durch die Herzoge von Mecklenburg wieder in das Geleise gebracht. Bogislaus blieb dem Vergleiche treu, auch als sein Vetter mit Albrecht in Fehde kam und schloß mit dem leztern nach Herzogs Wratislaus Tod vorzüglich durch Werner von der Schulenburg ein neues Uibereinkommniß, nach welchem ihm Garz, das sein Vetter durch List erworben, blieb, der Kurfürst aber Lökeniz, Vierraden und Bernestein wieder bekam. Werner ward von Bogislaus belehnt und behauptete mit dem Kanzler Georg Kleist,

auf

auf denselben einen Einfluß, der sich durch heilsame Einrichtungen kund gab. Noch waren die Staaten in ihrer Jugend und im Emporarbeiten zur festen innern Gestaltung. Jezt erhielt das Land beßre Gerechtigkeitspflege, geordnetere Verwaltung, der Hof, der sonst auf Kosten der Klöster umher geschwelgt hatte, eine geregelte Einrichtung; bey Hofe ward gebraut, der Wein in der Mostzeit gekauft und Gewürze und andre fremde Waare aus den Hanseestädten bezogen.

Am Rühmlichsten war, daß der Herzog während seiner Regierung auch seines Hans Lange von Lanzke nicht vergaß. Noch durfte dieser das trauliche Du zu ihm reden und ihm in Liebe, in Scherz und Ernst sagen, was ihm auf dem Herzen lag. Wollte Bogislaus rasch zu einer Absetzung schreiten, so warf ihm der redliche Hans ein: „Du willst nun den auf die Seite schaffen, den wir ausgespickt und satt gemacht haben, um uns wieder eine hungrige Laus hinzusetzen, die uns von Neuem aussaugt und ganz arm macht, laß uns daher nur diesen: wir können ihn leichter erhalten!" Für alle Treue nahm Hans Lange keine andre Belohnung als lebenslängliche Freyheit von Abgaben und Frohndiensten, denn als der Herzog diese auch auf seine Kinder erstrecken wollte, so sprach er dagegen ein: „sie sollten nur Bauern bleiben, der Bauer wüßte die Freyheit nicht zu gebrauchen, sondern würde entweder träge und faul oder übermüthig und dumm-

stolz,

stolz, verfeindete sich so allenthalben und brächte bloß Noth und Elend über sich.“ Geld nahm Hans eben so wenig an, sondern war am Hofe mit guter Bewirthung zufrieden und an dieser fehlte es auch für den gerne Gesehenen nie.

Bogislaus machte während seines Regimentes allerley große Erfahrungen, bey denen ihm immer Hilfe aus eigner Kraft oder von fremder Treue kam. Im Jahre 1480 gerieth er in einen sehr bedenklichen Handel. Er verweilte bey Zanow, am Chollenberge im Schlosse, als einige von seinen Hofdienern Kaufleute, die von Cöslin nach Danzig reißten, plünderten. Kaum hatte sich die Nachricht hievon an jenem Orte verbreitet, so brach der Pöbel wüthend gegen das Schloß los, ohne hier auch nur des Herzogs Person zu schonen. Da dieser bey dem plötzlichen Lärmen, dessen Grund er nicht kannte, einer der Ersten in der Gefahr war, so hätte ihn der Schlag einer Hellebarde getödet, hätte diese nicht Adam von Podewils, Hauptmann von Zanow aufgefangen. Doch entging Bogeslaus dem Schimpfe nicht, daß man ihn auf einen schlichten Baurenkarren lud und gleichsam als Siegeszeichen nach Cöslin schleppte. Allein hier hatten der Rath und die angesehenen Bürger noch ihre Vernunft behalten; sie gingen ihrem Fürsten entgegen, befreyten ihn ehrerbiethig aus den Händen der Aufrührer und bathen fußfällig um Verzeihung solcher Gewaltthaten. Man verglich sich hierauf über die Süh-

ne

ne und unter den Bedingungen derselben befand sich auch, es sollte des Herzogs Gemahlinn ein Kleinodien = Geschenk von 2 Goldgulden erhalten und das Thor, wodurch man Bogislaus als Gefangenen hatte einführen wollen, niedergerissen werden. Der Herzog ritt über dieses und die ganze Stadt kam ihm entgegen und bath fußfällig um Verzeihung.

Im Jahr 1496 machte sich Bogislaus, durch die Landschaft mit einer ansehnlichen Beysteuer unterstüzt, auf den Weg zum heiligen Grabe. Mit mehr als 200 Pferden zog er gen Venedig, um sich da einzuschiffen. Zur See sah er sich in großer Gefahr, als ihn ein Türkisches Raubschiff anfiel; in tapfrer Abwehre zersprang ihm sein Schwert, rasch entschlossen, griff er nach einem Spieß mit gebratenen Hühnern als der nächsten Waffe und stieß ihn seinem Angreifer in die Gurgel, so daß dieser über Bord fiel. Umsonst versuchten auch die Corsaren, das Schiff anzuzünden, es sezte das leztre seine Fahrt fort. In Jerusalem empfing er von dem Bruder Hans von Preußen aus dem Kloster Zion bey dem heiligen Grabe den Ritterschlag und versprach, in seinem Lande das Strandrecht abzuschaffen. Auf dem Rückwege besuchte er in Rom, den Papst Alexander VI. und in Insbruk den Kaiser Maximilian.

Bogislaus, der ganz Pommern vereinigte starb 1523 im 70. Jahre. Er war ein Fürst von schöner Gestalt gewesen, doch fällte Alexander VI. das harte Urtheil von ihm: „eine schöne Bestie, wenn er zu reden wüßte!“ Sein ganzes Leben hindurch genoß er der Gesundheit, nur litt er manchmahl an einer Wunde, die er vom Stoße eines Hirschen empfangen, an kurzem Athem und auf der Brust. Es war ihm dieser Unfall im Jahre 1486 auf der Jagd bey Ückermünde zugestoßen. Die Hunde trieben einen großen Hirsch auf einen Dorfkirchhof, der Herzog, der abgestiegen war, wollte ihm mit dem Schweinsspieß einen Fang geben, das Thier verstieß aber diesen und fuhr dem Weidmann in den Leib, so daß Lunge und Leber verlezt wurden, der Herzog ward nur mit Mühe geheilt. Da Bogislaus später eine Glatze bekam (in der Jugend hatte er bräunliches Haar) so trug er gewöhnlich eine goldne Haube. Er liebte schöne, bunte Gewande, die Jagd, ritterliche Uibungen, auch die Tonkunst. Selbst groß und stark liebte er, auch so gebildete Menschen um sich zu haben, was seiner Umgebung Ansehen verschaffte. Unter den großen und kräftigen Menschen, die er gerne hatte, war auch ein gewißer Crakau, der ein Hufeisen mitten entzwey reißen und 3 Tonnen Bier zugleich so aus dem Keller tragen konnte, daß er 2 mit beyden Händen oben am Spund faßte und unter jedem Arm eine halbe Tonne hielt. Mit einem solchen Schlaftrunk kam er so oft es ihm erlaubt war, aus

aus dem tiefsten Keller. So hatte Werner von Schulenburg einen Wenden an den Hof gebracht, der, sonst mit gewöhnlicher Nahrung zufrieden, auf Verlangen einen ganzen Ochsen oder ein Faß voll Fische an einem Tage fraß. Man wollte diesen Kaiser Friedrichen schenken, der aber erklärte: „er habe des unnützen Gesindels, das viel fräße und wenig thäte, schon mehr als ihm lieb sey.“

Tapfern Gemüthes war Bogislaus, in Gefahr und Unglück unverzagt, jedoch auch im Glücke nicht übermüthig. Der Einsamkeit war er nicht ergeben, sondern Freund von Gesellschaft, so daß er, zu anständigen Zusammenkünften geladen, selten ausblieb. Er pflegte sich dann auch freygebig zu zeigen. Gerne sah er, wenn sich seine Diener, ohne Jemandes Schaden bereicherten. Er war selbst fromm und sah darauf, daß auch seine Leute der Kirche fleißig abwarteten. Sein Gehör versagte er keinem Unterthan und gewährte Hilfe nach Vermögen und Billigkeit.

Bogislaus hatte noch den Anfang der Reformation erlebt. Auf der Rückkehr vom Wormser Reichstage hörte er Luthern in Wittenberg mit Wohlgefallen predigen. „Herr Pater! sagte er zu ihm, ich möchte Euch wohl einmahl beichten!“ „Ja wohl, antwortete Martinus, Ew. fürstl. Gnad ist ein großer Herr, wird auch ohne Zweifel ein großer Sünder seyn!“ Der Herzog betheuerte mit seinem gewöhnlichen Schwur: das sey gewiß wahr!“

Luynes,

Luynes, König Ludwig's XIII. Günstling.

In Freistaaten, in welchen, wie bey den Hellenen und den Römern, das Bürgerthum die höchste Bedeutung erhält, indem ihm ein Stand von Unfreyen zur Seite steht, welcher alle diejenigen Verrichtungen des Lebens besorgt, die von der Theilnahme an den öffentlichen Geschäften zurückhalten, sieht man Männer nur durch eine ausgezeichnete Persönlichkeit zur Größe gelangen. Anders in Monarchien, wo sich die flüchtige Erscheinung des irdischen Glanzes oft nur an die Gunst des Augenblickes und selbst kleinliche Zufälle knüpft. So stieg auch der Connetable Luynes empor.

Die herrschsüchtige Maria Medicis hatte Ludwig's XIII. Jugend absichtlich vernachläßigt, so daß dieser Prinz sich mehr in gemeinen Vergnügungen gefiel, als mit dem Gedanken des großen Berufes, den er zu erfüllen hatte, beschäftigte.

Es durfte daher nur irgend ein Mensch aus seiner Umgebung seine Lieblingsneigung ansprechen und er hatte Ludwig gewonnen. Dieser Mensch war Luynes, ein Edelmann von Mornas in der Grafschaft Avignon, der 1615 mit 2 Brüdern nach Paris gegangen war, um hier sein Glück zu machen. Luynes besaß die nichtige Kunst, die aus dem Neste genommenen Dohlen, Häher und Grünspechte so abzurichten, daß sie Sperlinge und andre kleine Vögel gleich den Falken in der Luft fingen. Was war geschickter, sich einen Weg zum Könige, der diese Art von Unterhaltung über Alles liebte, zu bahnen? Ein Paar wohl abgerichtete Vögel führten als Geschenk zum Zweck; Ludwig wünschte, auch den Lehrmeister einer solchen Kunst um sich zu haben. Die Bedeutungslosigkeit des Luynes machte diesen Wunsch um so erfüllbarer, da Maria eine Lustbarkeit begünstigte, welcher sich der Prinz ohne eine Entfernung von seinem Zimmer oder Garten hingeben konnte. Nun fielen Sourre und sein Sohn Courtenraux, die bisherigen Lieblinge und Gesellschafter des Königs. Am Meisten trug der Marschall von Ancre bey, Luynes in Gunst Ludwigs zu heben: denn dieser Mensch wähnte er, sey ihm wohl der unschädlichste. Aber eben dieser Ungefürchtete warf den Mächtigen von seiner Höhe herab und schwang sich bis zum ersten Gipfel empor. Doch ärntete er auf diesem nur äußere Ehre und starb, da sich ihm sein Glücksstern ganz zu verdunkeln drohte. So hat nur die wahre Größe, wie wenig sie auch im

Munde

Munde der Zeitgenossen gefeyert seyn mag, dauernde Anerkennung und wer den höchsten Prunk der Erde nur der dürftigen Fertigkeit verdankt, im Reiche der Dohlen, Häher und Grünspechte zu gebiethen, geht klanglos unter in der Geschichte der Menschen.

Frühere zerstörende Kriegsmaschinen.

Die Catamaranen und Crongreveschen Raketen, Werkzeuge der Zerstörung, sind aus dem lezten Kriege noch in frischer Erinnerung. Doch hatte der menschliche Erfindungsgeist schon früher auf furchtbare Vorrichtungen gedacht, um durch Schrecken und Vernichtung zu siegen. Wer hat nicht in Schillers Geschichte des 30jährigen Krieges die meisterhafte Schilderung der Feuermaschinen gelesen, welche die Antwerper gegen die Spanischen Werker anwendeten? Die Bomben waren auch im Niederländischen Krieg erfunden und zuerst von Peter Ernst Grafen von Mansfeld zur Eroberung von Wachtendoenk 1583 gebraucht worden. In dem Kriege, der 1688 gegen Frankreich begonnen hatte, waren die Britten 1693 — 94 bedacht, die Havenplätze am Kanal durch Feuer zu verwüsten. Sie bedienten sich dazu eigner Brandschiffe, die sie Höllenmaschinen nannten, welche die Gestalt einer, 34 F. Länge, 18 Höhe hatten und 9 F. unter Wasser gingen. Der unterste Raum war mit Sand angefüllt, darüber befand sich auf dem ersten Boden eine Lage von 20000 ℔. Pulver, auf dem andern lagen 600

Bomben

Bomben und Carcassen unter einander und auf dem dritten standen 50 mit eisernen Reifen beschlagene und mit verschiedenem Brandstoffe angefüllte Fäßer. Damit die Flamme leicht durchdringen konnte, waren alle Boden durchbohrt und mit leicht entzündbaren Dingen, als Werg, Gesträuche, Stroh, Pech und dergleichen bedeckt. In der Mitte des Verdeckes ragte das Brandrohr zum Anzünden hervor.

Von diesem gräßlichen Werkzeuge machte man zuerst 1693 bey dem Angriff auf Malo Anwendung. Aber auch hier zeigte es sich, wie schwer es ist, die Wirkung einer solche Maschine von dem menschlichen Willen abhängig zu machen. Als man sie am 29. November Abends näher gegen den Platz führte, ward sie auf eine Klippe ungefähr in Entfernung eines Pistolenschußes von dem Orte, wo man sie hatte fest machen wollen, getrieben. Als sie hier im Begriffe war, zu sinken, zündete man sie an, und nun flog sie mit schrecklichem Knalle auf. Obgleich nur ein Theil dieses Brandschiffes seine Wirkung that und das Feuer viele Bomben und Carcassen gar nicht erreichte, so bewegten sich doch durch den heftigen Schall alle Häuser in Malo und in einem Umfange von drey Meilen brachen die Fenster in Stücken. Das Brandrohr, im Gewicht über 2000 ℔. schwer, ward hier auf ein Haus geschleudert und schlug hier durch alle Geschoße durch und hätte die Höllenmaschine am berechneten Standpunkte das Verder-

ben,

ben, mit dem sie angefüllt war, aussprühen können, so wäre die ganze Stadt zu Grund gegangen.

Eine ungeheure große Brandmaschine in Gestalt eines Eyes und mit 8000 ℔. Pulver gefüllt ward in Toulon bereitet, um Algier damit zu zerstören. Die Flüte worauf man diese Bombe brachte, war mit einer Menge, zur Verwüstung dienlicher Geräthschaften, beladen und sollte mit diesem auffliegen. So große Kosten auch diese Maschine erfordert hatte, so ward dennoch ihr Erfolg bezweifelt, daher man sie auch wieder ausleerte und zerschlug.

Frankreichs und Englands Könige, als Kropfärzte.

Daß der Glaube Wunder wirke, zeigte sich bey der am Französischen Hofe sonst üblichen Heilungsart der — Kröpfe. Der König befreyte davon durch das Zeichen des Kreuzes, die Berührung des kranken Orts und die Worte: „Der König von Frankreich berührt Dich, Gott heile Dich!“

Bey dieser Kur, die noch in neuern Zeiten vorgenommen ward (man sehe Lünig theatrum ceremoniarum T. II. P. 1015) ging man also zu Werke: Heilte der König diese Krankheit nach gewohnter Weise, so geschah es viermahl im Jahre, nämlich Weihnachten, Ostern, Pfingsten und Allerheiligen, außerordentlich aber ward die Kropfkur je nach Bedürfniß vorgenommen. Manchmahl fanden sich zu Paris über 2000 und bey Ludwig's XIV. Krönung sogar 3000 Sieche ein. Tags vorher wohnte der König dem Morgen- und Abendgebeth in der Kirche bey. Am andern Tage beichtete er, hörte die Messe mit grosser Andacht und communicirte, um des göttlichen Beistandes desto mehr versichert zu seyn. Inzwischen fanden

sich diejenigen, welche mit dem sogenannten Kö-nigsübel behaftet waren, nachdem man sie vorher einer genauen ärztlichen Untersuchung unterworfen, entweder unter dem freyen Himmel oder in einem großen Saale ein und wurden so geordnet, daß die Spanier den ersten Platz erhielten, dann folgten die andren Nationen und zulezt die Franzosen. Insgemein wurden sie so gestellt, daß eine gedoppelte Linie gebildet ward. In der Mitte blieb so viel Raum, daß eine gewiße Anzahl von Personen leicht hindurchkommen konnte.

Wenn die Zeit zur Ankunft des Königs vorhanden war, fiel Alles auf die Knie und erwartete den gesalbten Wunderarzt. Inzwischen wurde aber, da man diesem doch keine göttliche unverwundbare Gestalt zutraute, fleißig untersucht, ob Niemand ein Messer oder tödliches Gewehr bey sich trage? Trat nun der erwartete Retter in die Reihen ein, so hob Jeder seine Hände auf und stellte sich dem König, nach Vorgang seiner Hofstadt, bethend und mit unbedecktem Haupte dar. Kam der König nun zu dem Patienten, so stand bey diesem schon der Arzt, der das Haupt hielt und es dem Könige darreichte. Dieser berührte des Kranken Angesicht mit den Worten: „Der König berühret Dich und Gott heile Dich!" Als er auf dieselbe feyerliche Weise alle Kranken hindurch gegangen war, ward jeder berührten Person zum Angedenken ein Almosen dargereicht.

Bey

Bey Lünig steht die Bemerkung: In Frankreich könne der siebente Sohn von einem Vater und einer Mutter, jedoch ohne daß eine Schwester dazwischen gekommen, den Kropf heilen. Dieselbe Kraft besäße aus dem Geschlecht des Barons von Aulmont, Comte de Casteauraux in Burgund der Aelteste, weil sich im Gebiethe dieser Familie ein Brunnen befinde, bey welchem eine Zeit hindurch die Reliquien verschiedener Heiligen geruht. Wer aber in Frankreich ein so hochwichtiges Geschäft auf sich nehmen wollte, mußte drey Tage vorher fasten und es im Nahmen der hochgelobten Dreyeinigkeit vollbringen! —

Anders ward die feyerliche Kur in England vorgenommen.

Anton

Anton Magliabecchi.

Anton Magliabecchi gebohren im Toscanischen Thal Mugello zu Maglia = Becco am 28. Okt. 1633 verlohr seinen Vater, Marcus schon im zarten Alter. Seine Mutter ließ ihn Anfangs die Lateinische Sprache in einer Schule erlernen, welche ein Geistlicher Giov. Fabri in Florenz hielt. Da es ihr aber rathsamer dünkte, ihn einer Kunst zu weihen, so bestimmte sie ihn zum Goldschmid und ließ ihn daher bey Matth. Rosselli, der als Mahler im Ansehen stand, im Zeichnen unterrichten. Anton zählte 16 Jahre als er bey Guidi und Camparini, den berühmtesten Goldschmiden in Florenz, in die Lehre trat. Allein dieser Kunstkreis war es nicht, in welchem er sich bewegen sollte; seine Neigung führte ihn in die Welt der Begriffe, nicht der Gestalten und des Bildungstriebes. Er wendete das wenige Geld, das ihm zu Geboth stand, auf den Ankauf von Büchern, welche er auf das Sorgfältigste verbarg und in denen er eine solche Quelle des Vergnügens fand, daß er, aus ihr zu schöpfen, wenn es nur möglich war, gerne die Stunden des Schlafes aufopferte. In dieser Neigung bestärkte ihn noch ein

gelehr=

gelehrter Geistlicher, Andreas Tosi, der öfter ihm im Hause Guidi und Camparini zusprach und Antons Liebe zur Wissenschaft entdeckte. Als des leztern Mutter im Junius 1653 gestorben war, folgte er daher seinem freyen Entschlusse, mit Aufgebung seines Gewerbes, sich der Gelehrsamkeit zu widmen. Durch den Aufseher der Büchersammlung des Cardinals von Medici Michael Ermini machte er in Kurzem überraschende Fortschritte und bald ward er, eifrig in Verfolgung seines Zieles, Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Umfassend war seine Gelehrsamkeit: denn er las Alles was nicht ganz schlecht war, um sich überall das Gute, das noch irgendwo versteckt lag, anzueignen. In seine Studien verlohr er sich so, daß ihn selbst das Bedürfniß der ersten Nothwendigkeiten des Lebens nicht mahnte und sein umfassendes Gedächtniß ließ ihn Alles behalten, so daß aus dem Schatze seiner ungeheuren Belesenheit nicht einmahl das Mindeste verlohren gieng.

Der Großherzog von Toskana, Cosmus III. ließ noch als Prinz durch seinen Liebling, den Ritter Marmi, seine Bücher an den bequemsten, zunächst seinem Wohnzimmer befindlichen Theil seines Pallastes bringen. Magliabecchi wurde auf Marmis Vorschlag zum Bibliothekar gemacht. In dieser Eigenschaft blieb er bey seiner alten Lebensweise. Nur für die Wissenschaft vorhanden, lockten ihn die Reitze äußrer Umgebung nicht. Die Stelle eines Schlafrocks vertrat bey Tage ein alter

alter Mantel, welcher Nachts seine Deke war; sein Tisch war ein Stuhl von Strohgeflechte und ein andrer der Art diente ihm zum Bette; hier blieb er so lange bey und unter seinen Büchern, die um ihn her aufgethürmt waren, bis er vom Schlafe überwältigt ward. Zwang war ihm unerträglich, daher behandelte ihn auch der Großherzog mit zarter Schonung und schrieb ihm, hatte er ihm Befehle zu ertheilen, immer eigenhändig, damit er ihm die Plage ersparte, seine Aufträge in Person zu empfangen. Dagegen war auch Magliabecchi anhänglich an seinen Fürsten und schlug selbst die vortheilhaftesten Anerbiethungen von kaiserlichen und päpstlichen Diensten aus.

So groß sein Nahme war, so trat er doch nie aus den Grenzen der Bescheidenheit; sorgfältig verbarg er in den Briefen an ihn seinen Freunden die Schmeicheleyen, welche darinn ihm, dem berühmten Gelehrten dargebracht waren. Seinen Freunden both er gerne die Hand, wo er vermochte und Gelehrte durften auf seine Hilfe an Handschriften und Büchern und auf die Unterstützung durch seinen Rath und seine Einsichten rechnen. Seine Sonderbarkeiten waren unschädlich für Andre und sind zum Theil Zeugen seiner Selbstständigkeit. Seinen Kopf, der stark gegen die linke Seite gebogen war, hatte er immer wohl bedeckt. Von Zeit zu Zeit nahm er Theriak zu sich, als Verwahrungsmittel gegen giftige Ausdünstungen. Hitzige Weine trank er gerne, aber mäßig und nie mit

Eis;

Eis; an Speisen genoß er bloß gemeine und grobe, meistens Früchte und Eyer. Ungeheuer war sein Verbrauch an Tabak. In seinem Zimmer vertrat ein Becken voll Kohlen die Stelle eines Kamins; mußte er ausgehen, so trug er dieses ohne Scheu selbst weg. In der Zerstreuung, in der er beständig war, bemerkte er oft nicht, das Kohlenfeuer seinen Mantel oder sein Kleid ergriffen hatte: denn er gewahrte es kaum, wenn er sich das Gesicht oder die Hände verbrannte. Sein Haus war so voll Bücher gepropft, die unordentlich über einander lagen, daß man darinn keinen Platz zum Stehen und Gehen fand. Mit seinen zunehmenden Jahren ließ ihm der Herzog in seinem alten Schloße eine bequeme Wohnung zurecht machen. Es kam Magliabecchi schwer an, sein Haus mit dem Pallast zu vertauschen, auch hielt er es in diesem 40 Monathe aus, dann bezog er wieder, gegen alle Ermahnungen seiner Freunde, seine alte Wohnung. — Magliabecchi war auch ohne alle Bedienung. Als ihn 1696 nach einer schweren Krankheit Marmi beredete, einen Aufwärter zu halten, mußte sich dieser mit Anbruch der Nacht immer entfernen, damit er seinen Herrn nicht in den Studien störte.

So wenig Magliabecchi, bey solchen Grundzügen geeignet war, Jemand in den Weg zu treten, so erhoben sich doch auch gegen ihn Feinde, welche Schmähschriften ausstreuten, die, hätte der Fürst ihnen Glaube geschenkt, seinen Untergang bewirkt haben würden. Magliabecchi dachte

nicht

nicht einmahl daran, sich zu vertheidigen, aber sein Vaterland zu verlassen, war er nun fest entschlossen. Hievon hielt ihn aber der Ritter Marmi durch Vorstellungen ab, auch hatte der falsch Angeklagte die Genugthuung, daß das Gewerbe der Lüge und Bosheit gegen ihn zu seiner vollen Rechtfertigung aufgedeckt wurde.

Im Januar 1714 wollte Magliabecchi seiner Gewohnheit nach an einem kalten und nebligen Tag in die Bibliothek auf dem Schloße gehen, als ihn ein hëftiges Zittern am ganzen Leibe befiel und eine solche Schwäche in den Füssen eintrat, daß er sich in seine Wohnung zurückbegeben mußte. Er konnte sich nicht mehr erhohlen und starb am 4. Julius, 81. Jahre alt.

Endes

Eudes Mezeray.

Es haben unter den Französischen Schriftstellern Viele noch bey ihrem Leben unverdienten Ruhm erworben und selbst nach ihrem Tode noch lange behauptet, bis sie, ihres angemaßten Verdienstes entkleidet, in ihrer ursprünglichen Blöße dargestellt wurden. Zu denen, welche weit über die Gebühr erhoben worden, gehört auch Franz Eudes von Mezeray. (geb. 1670.) Dieser trug keineswegs die Gesinnungen seines Bruders, Carl Eudes, eines geschickten Wundarztes und Geburtshelfers, der einmahl sagte: er habe 3 Brüder, Verehrer der Wahrheit und Gerechtigkeit, der erste predige, der zweyte schreibe sie, er aber wolle sie bis auf den lezten Athem vertheidigen.

Mezeray studierte in Caen. Hier legte er sich stark auf die Französische Dichtkunst und war eitel genug, sich im 20. Jahre mit der Hoffnung zu schmeicheln, er könne nun unter den Rosen seiner dichterischen Einbildungskraft schwelgen. Von dem Wahn bethört, kam er nach Paris und besuchte hier Nicolaus Vauquelin des Yvetaux. Eine Liebesgeschichte, die er hier erzählen hörte, schien

schien ihm erwünschten Stoff zu einem Lustspiel zu biethen: er reimte die ganze Nacht durch und vollendete so den ersten Auftritt im Fluge. Allein seine Hitze ward sehr abgekühlt, als ihm des Yvetaux erklärte: diese Schnellfingrigkeit sey der sichre Beweis, daß er nie einen guten Vers machen werde, er möge sich daher für sein Unterkommen lieber auf die Staatskunst und Geschichte legen.

Mezeray, noch jung, folgte diesem Rathe: denn seine ganze Hoffnung beruhte auf Herrn des Yvetaux. Dieser verschaffte ihm auch bald eine Stelle als Officier bey der Artillerie. Obgleich Mezeray sie nur 2 Feldzüge hindurch bekleidete, so gewann er dadurch doch viele Kenntniße, die ihm als geschichtlichen Schriftsteller nützlich wurden. Nach seiner Rückkehr nach Paris verschaffte er sich zuerst durch politische Stachelschriften ein gutes Einkommen, dann verfolgte er seinen Gedanken, Frankreichs Geschichtschreiber zu werden. 6 — 7 Jahre brachte er im Collegium der heil. Barbara unter Handschriften und Büchern zu, um Stoff zu sammeln. Seine Anstrengung zog ihm eine Krankheit zu, welche sein Leben zu enden schien. Jezt erschien ihm der Cardinal von Richelieu als beschützender Geist; in einem mit seinem Wappen bezeichneten Beutel empfing Mezeray 500 Goldgulden.

Kaum hatte Mezeray seine Geschichte geendigt und vom Hofe ein Jahrgeld von 4000 Franken erhalten, so überließ er sich der Satyre auf das Neue.

Neue. Ohne innre Haltung beraubte er sich bald auch der äußern. Er machte sich an einen Auszug aus seiner Geschichte; verschiedene Stellen darinn erregten Aufsehen und auch Colberts Unwillen; dieser ließ ihm eine Eröffnung machen, die für den Fortbezug seines Jahrgeldes beunruhigend war. Mezeray, um dieses nicht zu verliehren, versprach Abänderung der Stellen, welche ein Gegenstand der Beschwerde seyen, aber umsonst nahm er diese in einer neuen Ausgabe vor: es ward die Hälfte seines Jahrgeldes eingezogen. Mezeray damahls schon gegen äußere Sorgen gedeckt, empfand dieses sehr übel und ließ auch seiner Zunge so freyen Lauf, daß man ihm endlich seinen Gehalt ganz nahm. Darüber verlohr Mezeray alle Besonnenheit; „von nun an — erklärte er — wolle er nichts mehr schreiben,“ auch legte er die lezten Gelder, die er als Geschichtschreiber bezogen, in ein Kästchen mit einem Zettel, worauf er eigenhändig schrieb: „Dieses ist das lezte Geld, welches ich vom Könige erhalten; er hat aufgehört, mich zu bezahlen und ich habe aufgehört, von ihm zu reden, es sey Gutes oder Böses.“ — Zugleich brach er, ohne unmittelbar einen Grund zu haben, in die heftigsten Schmähungen gegen die königlichen Pächter und Verwalter aus; „er verwahre — äußerte er sich — 2 Goldgulden von dem Gepräge Ludwigs XII., der den Beynahmen des Vaters seines Volkes führe; den einen davon habe er bestimmt, um auf dem Greve-Gerichtsplatz bey der Hinrichtung eines Pächters einen

Platz zu miethen und den andern, um bey dem Anblick seines Todes zu trinken.“ Mit derselben Verkehrtheit sezte er auch an dem Wörterbuche der Französischen Academie zu dem Worte comptable: tout comptable, est pendable. (Jeder Rechnungsführer ist hangenswerth.) Und als er es streichen mußte, so sezte er an den Rand seiner Handschrift: rayé quoique veritable. (Ausgestrichen, obgleich es wahrhaft ist!)

Gesellschaftliche Vorzüge und ein erworbener Ruhm schützten ihn gegen die möglichen Folgen solcher Verkehrtheit. Man freute sich seines Umganges und besuchte ihn auch im Hause gerne, um sich bey ihm allerley Rathes zu erhohlen. Bey hervorspringenden Eigenschaften, glücklichem Gedächtniß und Gegenwart des Geistes, errang er eine Stufe, auf welche nur der tiefe Gelehrte empor steigen soll; er wurde an Voitures Stelle Mitglied der Französischen Academie und da diese später einen thätigen und willfährigen Mann nach dem Absterben ihres Secretairs gebrauchte, so erhielt Mezeray auch diese Stelle. Hier hatte er nun vorzüglich den ersten Entwurf des Wörterbuchs, an dem die Akademie arbeitete, zu besorgen, mußte aber in der Beurtheilung seiner Arbeit oft große Demüthigungen erfahren. Aufgebracht hierüber, fand er, nach der Weise gemeiner Gemüther, eine Entschädigung dafür darinn, daß er bey Sammlung der Wahlstimmen für erledigte Stellen dem Bewerber immer eine

schwarze

schwarze Kugel gab. Zulezt kam man von Muthmaßungen auf die Gewißheit, daß ein so eignes Betragen nur ihm zuzuschreiben sey; er aber entschuldigte sich damit: „er glaube, der Nachwelt ein Denkmahl der Wahlfreiheit der Akademie hinterlassen zu müßen.“

Dieser sonderbare Mann, der aber ohne allen Einfluß höherer Ideen, nur als eine Frucht seines leichthaltigen Volkes erscheint, liebte die Reichthümer, die er sich auch sammelte, jedoch ohne schmutzig zu seyn: denn er bezahlte getreu, war auch gegen seine Bedienten immer gleich gütig und billig. Auf die Kleidung achtete er wenig, ja er war in dieser sogar bis zum Eckelhaften unsauber, so daß ihn auch einmahl Morgens die Betelvögte aufgriffen. Seine Hauptneigung war auf einen Gastwirth zu Chapelle, einem kleinen Dorfe auf dem Wege nach St. Denys gerichtet. Bey diesem verlebte er ganze Tage und ihn setzte er auch, mit Ausnahme seines geringen väterlichen Gutes in der Normandie, zum Erben seines beweglichen und unbeweglichen Vermögens ein.

Bey seinen Arbeiten hatte er später eine lächerliche Gewohnheit; er schrieb und studierte nähmlich immer, auch im Sommer am hellen Tage, bey Licht. Besuche begleitete er, den Leuchter in der Hand, bis an die Hausthüre. Begann er zu arbeiten, so stellte er auf dem Tische ein Dutzend Taschenuhren, die man ihm geschenkt hatte, in einem Kreise umher und in die Mitte eine Flasche

Wein. Den letztern liebte er: denn er gestand selbst scherzweise, daß das Podagra, das ihn von Zeit zu Zeit heftig plagte, von Mädchen und Wein (de la Fillette et de la Feuillette) herrühre.

Bey seinem Widerspruchsgeiste, den er in allen Dingen zeigte, ist auch Neckerey und Schadenfreude eine natürliche Erscheinung. So gab er, um sich etwas zu Lachen zu schaffen, selbst seinen Bruder, den P. Eudes, bloß. Er mißbrauchte nähmlich dessen Einfalt, um ihn zu überreden, in einer Predigt, welche er vor der Königinn Mutter, der damahligen Regentinn, halten sollte, verschiedne verwegene Dinge vorzutragen und gegen die Regierung und die königlichen Auflagen in starken Ausdrücken loszuziehen. Mezeray begnügte sich nicht, seinem Bruder zu einer Handlung überredet zu haben, deren Folgen für ihn äußerst gefährlich werden konnten, sondern stellte sich während der Predigt in einen Winkel der Kirche, um hier herzlich über den verwegenen Eiferer zu lachen, der gegen die vermaledeyten Blutigel, die jenseits der Alpen hergekommen, losdonnerte; ja er ging so weit, seinem Bruder nach der Predigt zu verweisen, daß er nicht scharf genug geredet habe.

Sein schriftstellerisches Verdienst, das in seiner Geschichte Frankreichs und in dem Auszuge daraus, der als ein ganz eignes Werk anzusehen ist, am Glänzendsten hervortrit, bezeichnet eine

ein-

einzige Aeußerung, die er einmahl bey Hrn. von Herouval in Gegenwart des Hrn. du Cange sich erlaubte: „er habe seine Geschichte von Frankreich verfertigt, ohne einen einigen der alten Französischen Geschichtschreiber, welche Duchesne gesammelt, gelesen zu haben.“

Edmund Boursault.

Edmund Boursault war zwar nicht durch das Studium der Alten gebildet, doch errang er sich unter seinen Landsleuten einen gelehrten Ehrenplatz. Als er Sekretär der Befehle der Herzoginn von Angouleme, der Wittwe eines Sohnes Karl IX. war, ward er veranlaßt, eine Zeitung in Versen zu schreiben. Der König selbst fand daran ein solches Vergnügen, daß ihr Herausgeber 2000 Livres, Hoftafel und die Aufmunterung erhielt, ihm das Blatt alle Wochen zu bringen. Als es einmahl am lustigen Stoffe gebrach und der Verfaßer deshalb an der Tafel des Herzogs von Guise klagte: ward ein artiger Schwank erzählt: Nicht weit vom Guisischen Pallast wohnte eine Stickerinn, die sehr beliebt war und welcher auch die Kapuziner du Marais bey ihrem Rufe aufgetragen hatten, einen heiligen Franziskus zu sticken. Einst kam der Kirchendiener, um nachzusehen, wie es mit der Arbeit stünde, fiel aber, während seines Besuchs, in einen tiefen Schlaf und zwar in einer solchen Stellung, daß der Kopf auf die Arbeit der Künstlerinn zu liegen kam. Eben stickte diese am Kinn des Heiligen und ohne sich zu besinnen, ward nun

der

der lange Bart des guten Vaters in jenen des Heiligen eingestickt. Wunderlich war dem Mönche bey dem Aufwachen ob der Stellung zu Muth und es erhob sich über das Eigenthum des Bartes ein lustiger Streit. Boursault war die Posse erwünscht und er schmückte sie auf seine Weise aus; allein die Mönche — der Beichtvater der Königinn war ein Spanischer Franciskaner — fanden sich beleidigt; Boursault verlohr die Freiheit, seine Zeitung herauszugeben und sollte in die Bastille wandern. Glücklicher Weise gönnte ihm der Kanzler Seguier noch so viele Zeit, um an die Königinn und seine Gönner schreiben zu können und ein poetischer Brief an den Prinzen von Condé, der schnell mit dem Könige sprach, hatte auch die Folge, daß Boursault frey blieb, nur durfte er seine Zeitung nicht mehr schreiben, verlohr auch sein Jahrgeld. Doch ward ihm die Herausgabe von jener nachher wieder ertheilt und gab ihr die Aufschrift: Muse enjouée, aber auch dießmahl mußte die Muse bald wieder verstummen. Auf einer in England geschlagenen Münze befand sich auf der einen Seite das Bild Ludwigs XIV. mit den Worten: Ludovicus magnus (Ludwig der Große) auf der andern das Bild des Königs Wilhelm mit der Aufschrift: Guilielmus maximus. Da sich nun Boursault unter Andrem äußerte:

Et quand Louis est grand par des grandes vertus,
Si Guillaume est très grand, c'est par de très grands crimes.

(Und

(Und ist Ludwig groß durch große Tugenden,
So ist Wilhelm der sehr größte nur durch die
größten Laster.)

Despreaux griff den Boursault auf eine sehr bittre Weise an. Der Leztre schrieb daher ein Lustspiel: „die Satyre der Satyren“ und äußerte sich in der Vorrede dazu auf eine Weise, die selbst seinem Gegner Achtung abnöthigte. Einige Jahre nachher 1685 kam Despreaux nach Bourbon, um dort die Bäder zu gebrauchen und hielt sich hier länger auf, als er Anfangs Willens gewesen; Boursault, eben Steuereinnehmer zu Montluçon erfuhr, daß der Mann, der ihn einst so schwer beleidigt, sich in Geldverlegenheit befände, er eilte daher nach Bourbon und both hier Despreaux seine Dienste und einen Beutel mit 200 Louis an. Jener ward von einem solchen Edelmuth so gerührt, daß er von nun an für Boursault zärtliche und treue Freundschaft trug.

Justus Lipsius.

Dem Justus Lipsius, gebohren 1547, gestorben 1606, ist unter den Gelehrten für immer eine der glänzenden Stellen gesichert. Aber eben dieser Mann, dessen Wirksamkeit, bey tiefem, gründlichem Wissen und ausgebreiteten Kenntnissen durch Jahrhunderte hindurch gereift, erregte in seiner nächsten Umgebung bey seinem Leben keine besondre Theilnahme an seiner Person. Zwar war er körperlich nicht ungestaltet und sein Gesicht hatte etwas Eigenthümliches, so, daß ihn auch der geschickteste Mahler nicht wohl treffen konnte, wenn man aber unmittelbar vor ihm stand, kündigte doch nichts den großen Mann an. Drey Hündchen, ein Schottländischer Mops, ein Möpschen aus Antwerpen und ein kleiner Holländischer, waren immer zum Spielen um ihn. Von Blumen liebte er die seltnen Tulpen-Zwiebel; davon redete er lieber als von gelehrten Dingen.

Die

Die Ehegeschichte des letzten Herzogs von Würtemberg-Mömpelgard.

Am 25. März 1723 erlosch die Wirtembergisch-Mömpelgardische Linie, welche im Jahre 1617 angefangen hatte, mit dem Herzog Leopold Eberhard, einem Fürsten, welcher Erben hinterließ, die offenbar lebensunfähig waren. Es sind die häuslichen Beziehungen dieses Herzogs nähmlich weder seiner Geburt entsprechend, noch auch mit seiner sittlichen Würde im Einklange gewesen. Noch während sein Vater, Herzog Georg lebte, hatte sich Leopold Eberhard während seines Aufenthaltes in Oels bey seiner Schwester, Eleonore Charlotte, in ein Liebesverständniß mit Anna Sabina Hedwigerinn eingelaßen und mit diesem Mädchen, welches eine Bäckerstochter von Liegniz und bey Eleonore in Kammerdiensten war, ein Kind erzeugt, welches jedoch durch seinen frühen Tod möglich machte, daß über diesem Verhältniß der Schleyer des Geheimnißes blieb. Damit war indessen der erste Schritt zu einer Reihe von Unregelmäßigkeiten gethan. Anna Sabina ging zwar auf des Herzogs Anrathen mit einem Herrn von Zedliz eine eheliche Verbindung ein, allein diese

löste

lößte sich durch die Anrechte, welche der erste Liebhaber behauptete, der die Braut abermahls zur Mutter machte, sich ihr auch in Pohlen zur linken Hand antrauen ließ. Uibrigens behauptete der junge Herzog über diese Liebschaft strenges Stillschweigen und läugnete sie selbst standhaft ab; auch zwang er, wenn eine Frucht desselben getauft werden sollte, den Geistlichen mit den Pistolen in dem Gürtel und der Drohung, von dieser Waffe Gebrauch zu machen, die Handlung zu verrichten, ohne nach dem Vater oder der Mutter zu forschen. Nachdem jedoch Leopold Eberhard 1699 durch den Tod seines Vaters zur Regierung gekommen war, trat Hedwigerinn in einem öffentlichen Charakter auf und ward auf ihres Gemahls Veranlaßung vom Kaiser zur Gräfinn von Sponeck erhoben. Auf dieser Ehrenstufe konnte die Bäckerstochter nicht dulden, daß der Herzog seine Liebe noch mit Andren theilte und wirklich war der Gegenstand derselben von einer solchen Art, daß die erste Auserwählte Grund zum Unwillen der Eifersucht hatte. Zwey Schwestern, Esperance hatten, ihrer niedrigen Abkunft ungeachtet, die Gunst des Herzogs gewonnen. Ihr Vater, eigentlich Richard Curio, der Sohn eines Häschers in Mömpelgard, hatte das Schneiderhandwerk erlernt, war aber dabey verdorben und hierauf in Lothringische Kriegsdienste gegangen. Um sich das Glück gewogen zu machen, änderte er auch seinen Nahmen in l' Esperance um; wirklich brachte er es auch nach einigem

gem Wechsel seiner Schicksale zum Lieutenant bey einem kaiserlichen Regiment in Ungarn. Hier blieb er. Seine Mutter, Anna Gervaisot, eines Fleischers Tochter von Mömpelgard, kam nun als Bettlerinn zu derselben Zeit nach Oels, als auch Leopold Eberhard hier anwesend war. Ihrem Geburtslande hatte sie zu verdanken, daß sie auf des leztern Verwendung bey der Herzoginn von Oels Versorgung fand. Schnell wuchs aber der Aufgenommenen Glück. Der Herzog fühlte zu der ältern Tochter, Henriette Hedwig, welche als Kammermädchen angestellt worden war, eine lebhafte Neigung, welcher die Beglückte zuzuschreiben hatte, daß sie sogar an die Marschalls-Tafel gezogen und als adeliges Fräulein ausgegeben wurde. Mit ihr verehligte sich ein Fähndrich, Johann Ludwig von Sandersleben, allein, die Feßeln des Ehestandes waren für sie zu drückend und so wußte sie sich denn auch ihrer auf eine gute Art bald wieder zu entledigen. Dabey wuchs ihre junge Schwester zur Nebenbuhlerinn empor. Niemand war in einer üblern Lage als die Gräfinn Sponek. Diese empfand es nur zu bitter, wenn sich Henriette Hedwig von Sandersleben mit ihrer Schwester Nachts in die zwey andern Betten stahl, die in dem fürstlichen Schlafzimmer standen und sie sich nun mit dem dritten begnügen mußte. Doch war dieses nur ein Anreiz des Unwillens: denn sie sah den Herzog öfter mit den Schwestern in vertraulichen Stellungen. Diese waren auch nicht ohne Folgen, aber

Hedwig wußte, den Augen allen Verdacht zu entziehen. Dadurch fand sich jedoch die Gräfinn von Sponek nicht beruhigt und es kam oft zu so gewaltthätigen Auftritten, daß die unglückliche Eifersüchtige sichtbare Spuren davon trug. Unter diesen häuslichen Zerwürfnissen wuchs indessen die Nachkommenschaft der Hedwig vom Herzoge zu 5 Kindern an, bis sie endlich als eine Rasende starb. Der öffentliche Ruf hatte sie als Leopolds Eberhards Gemahlinn verkündigt. Wirklich nahm dieser auch, obgleich er der Trauung widersprach, noch die drey Kinder an, als deren Vater v. Sandersleben angegeben ward, und schenkte ihnen die in der Provinz Brosse gelegne Länderey, Coligny.

Nun war auch Hedwigs jüngere Schwester, Elisabetha Charlotte, herangereift, und regte des Herzogs Leidenschaften auf. Die Gräfinn Sponek fühlte es bitter, daß auch diese Liebe von lebenden Zeugen begleitet war und gerieth mit der Günstlinginn hart zusammen. Der Herzog empfand dieß aber so übel, daß er die Gräfinn bis auf den Tod schlug und sie wohl auch umgebracht hätte, hätte sie nicht der Hofrath Fallot noch aus seinen Händen gerettet. Da der Gräfinn nun die Wahl vorgeschlagen ward, sich entweder auf einmahl mit einer Summe zufrieden zu stellen, oder ihre Nebenbuhlerinn neben sich ruhig zu ertragen, oder sich scheiden zu lassen, so zog sie die Aufhebung der Ehe vor, bey welcher beyden

Theilen

Theilen die Eingehung einer neuen frey gelassen wurde und sah sich hierauf durch eine besondre Versicherung des Herzogs in den jährlichen Genuß von 5000 Franken Mömpelgardischer Währung und einer freyen Wohnung in Mömpelgard und Blamont eingewiesen.

Die Esperance erreichte nun den Gipfel ihres Glückes. Ihr Großvater war ein Häscher, ihre älteste Schwester an einen Haarkräusler verheirathet gewesen: dennoch schmückte ihre Familie schon 1700 der Freyherrnstand und 1708 ließ sich der Herzog mit der Baronesse Elisabetha Charlotte, trauen. Er blieb jedoch nicht dabey stehen, sondern es ward sogar des Herzogs ältester Sohn von der Gräfinn Sponek, Georg Leopold, mit Eleonore Charlotte, der Tochter, welche Henriette Hedwig von Sandersleben gehabt haben sollte und Eleonorens leiblicher Bruder Karl Leopold, Graf von Coligny, mit Leopoldine Eberhardine, einer Gräfinn v. Sponek, vermählt. Doch fühlte der Herzog das Unanständige dieser Verbindungen selbst. Als er 1715 im Wirtembergischen Wildbad plötzlich erkrankte, verständigte er sich mit Eberhard Ludwig, regierendem Herzog v. Wirtemberg, dahin: „er habe Kinder von dreyfacher, nicht erbfähiger Abstammung erzeugt, doch solle der Herzog diesen als rechtmäßiger Nachfolger in Mömpelgard 12000 fl. jährlichen Gehaltes, als Kunkel-Lehen also verleihen, daß diese Summe unter die Kinder dreyfacher Erzeugung in drey gleiche Theile, jeden

zu

zu 4000 fl., geschieden werde." Dieser Vertrag ward auch mit allen Förmlichkeiten ausgestattet, allein Leopold Eberhard fand nicht für gut, sich an denselben zu halten. Nachdem er sich am kaiserlichen Hofe umsonst alle Mühe gegeben hatte, seinen Kindern die Anerkennung rechtmäßiger Abstammung und der Erbfolge zu verschaffen, erklärte er sie selbst für legitime und lehensfähige Prinzen und Prinzessinnen, ihre Mütter für fürtreffliche Gemahlinnen, ließ sogar den 1697 gebohrnen Grafen Georg Leopold v. Sponek öffentlich als Erbprinzen v. Wirtemberg-Mömpelgard ausrufen, ihn auch in das Kirchengebeth aufnehmen, seiner Ehegattinn die Auszeichnung einer Erbprinzessinn durchlauchtigen Liebden ertheilen und die Bürger in Mömpelgard urkundlich bekräftigen, daß sie den Grafen als Erbprinzen betrachteten. Der Herzog von Wirtemberg-Stuttgart bewirkte aber 1721, daß der kaiserliche Hof gegen ein solches unrechtmäßiges Verfahren nachdrücklich einschritt. Dennoch ließ sich Leopold Eberhard von den Schritten, durch welche er seine Kinder fürstlicher Ehre theilhaftig machen wollte, nicht abhalten. Nach seinem Tode im J. 1720 suchte sich auch Georg Leopold als Erbprinz im Besitze des Ländchens zu erhalten. Allein der Kaiser nahm die Anmaßung des herzoglich Wirtembergischen Titels und der Wappen auf das Ernstlichste auf und untersagte sie bey Verlust der Gnaden-Briefe, welche über die Sponekische und Esperancische Erhebung in den Grafen und Freyherrn-Stand ertheilt worden waren. Auch

wurden

wurden die Erbansprecher angehalten, das Archiv, das Silbergeschirr und den Hausschmuck wieder auszuliefern, wenn sie nicht der ihnen vorbehaltenen Unterhaltungs-Summe und ihrer übrigen Forderungen verlustigt seyn wollten. Auch war es dem glücklichen Emporkömmling von Erbprinzen nicht möglich, sich zu behaupten. Das Ländchen huldigte dem regierenden Herzog v. Wirtemberg-Stuttgart. Graf Sponek hielt sich zwar noch einige Zeit mit seinen Kindern im Schloße auf, ward aber gezwungen, sich zur übrigen Familie in der Herrschaft Clairval zurückzuziehen. Doch dauerten seine Ansprüche noch fort und nicht minder suchten die Esperance die ihrigen geltend zu machen, allein 1739 wurden die Ehen des verstorbenen Herzogs vom Kaiser wiederhohlt für unrechtmäßig erklärt, auch den daraus Erzeugten, die Führung des fürstlichen Nahmens und Wappens zum lezten Mahle untersagt, mit dem Auftrage, sich künftig bloß Graf und Gräfinn von Sponek zu schreiben und der Warnung, daß widrigen Falles ihre Standeserhebung vernichtet würde. Der Graf von Sponek und die Freyherren l' Esperance suchten hierauf bey Frankreich Hilfe und bewirkten auch den Sequester der Herrschaften, Reichenweiler und Harburg als Elsäßischer und von Grange, Clairval und Passovant als Burgundischer Lehen.

E n d e.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Keyser, Georg Heinrich,

Die Weltgeschichte für alle, welche ihr Studium als Bildungsmittel zur edlern Menschheit betrachten

Bd.: [8]

Augsburg 1819

H.un. 713 g-8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10034692-8